

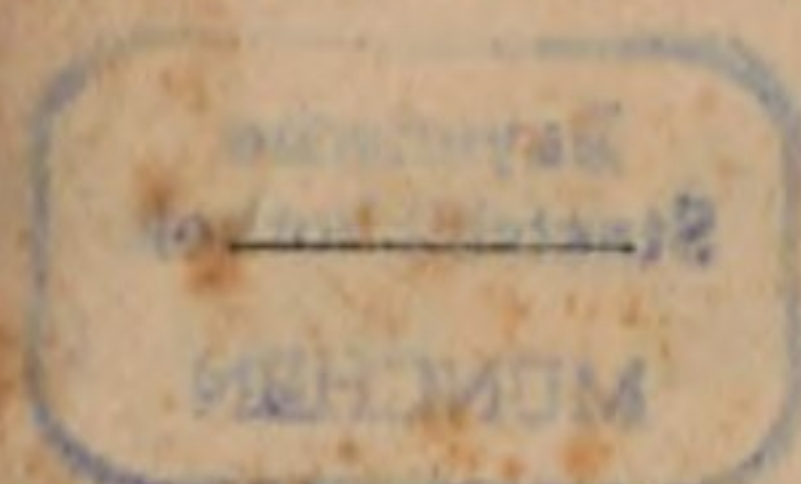
[Sonntags-Bibliothek. 3, 4.]

80

Leben

David Beisberger's,

des Apostels der Indianer in Nord-Amerika, wie er unter denselben
67 Jahre lebte und wirkte und starb.



Dargestellt

von

J. J. Heim,

Pfarrer zu Frenkendorf, Basel-Landschaft.



(1849)

gw/7169

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Das Bild eines ausgezeichneten Helden will ich hiermit unserer Zeit vor Augen stellen. Sein merkwürdiges, an großen Thaten und Ereignissen reiches Leben umfaßt 79 Jahre des vorigen und die ersten 8 Jahre dieses Jahrhunderts. Mein Held, dessen großes Leben und Wirken ich in möglichst gedrängter Vollständigkeit erzählen will, durchlebte die wichtige Umgestaltung von Nordamerika, die Kriege der Engländer und Franzosen, der Amerikaner gegen die Briten und die Indianer. Er hatte, an der Spitze des Indianervolkes, das entscheidendste Gewicht in die Waagschale legen können, in welcher die Gesichte dieser Völker in Nordamerika lagen. Er war aber, obwohl ein großer Held, doch kein Held, der mit dem Schwert und durch blutige Schlachten sich einen Namen vor der Welt machte. Darum, obschon er mitten im Krieg und dem Gewirre jener Kämpfe lebte, erhob er sich über dieselben und wirkte, indem er „mit dem Schwert des Geistes, dem Worte Gottes,“ den heiligen Streit des Herrn führte,

Höheres und Bleibenderes als die gefeiertsten Helden und Staatsmänner der vereinigten Staaten. Ja, sie selbst zum Theil geben endlich seinem Werke Ehre. Zeisberger gehört unter die Zahl jener Helden, von denen der Apostel im 11. Kapitel an die Ebräer unter anderm sagt: „Sie
„haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerech-
„tigkeit gewirkt, die Verheißungen erlangt, der Löwen
„(wilden Thiere) Rachen verstopft, des Feuers Kraft aus-
„gelöscht; sie sind des Schwertes Schärfe entronnen, sind
„kräftig geworden aus der Schwachheit und stark im Streit.
„Etliche haben Spott und Schläge erlitten, dazu Bande
„und Gefängniß — — sie sind umhergegangen in Pelzen
„(schlechter Kleidung), in Mangel, mit Trübsal und Unge-
„mach — im Elend, in den Wüsten, auf den Bergen und
„in den Klüften und Höhlen der Erde.“ —

Also hat er, in inniger Liebe zum Herrn und zu den armen Heiden, dem Evangelium einen tausendfach ver-
rammelten Pfad durchbrochen und gebahnt, nämlich zu den Indianern, die in den ehemaligen Wildnissen Nord-
Amerikas wohnten. Mit steten Lebensgefahren und zahl-
losen Beschwerlichkeiten hat er, mitten in den dichten Dorn-
gesträuchen und Gebüsch der Urwälder, mitten unter den mörderischen Wilden sich durchgekämpft. Ja, 67 Jahre
lang hat er mit Feuer und Wasser, mit Hitze und Frost,
mit Hunger und Blöße, mit Wölfen und Bären, mit giftigen Ottern und Schlangen einen schweren Kampf be-
standen. Was aber weitaus noch das Schwerste war: er
hat gestritten mit den Mächten der Finsterniß,
mit des Heidenthums Gräueln und der Verdorbenheit

falscher Christen! In der Kraft Jesu Christi hat er einen Sieg um den andern errungen; er ist nicht gewichen, weder aus furchtsamer Leidenschaft, noch aus Liebe zum Leben; er blieb „getreu bis in den Tod“ und bis ihn, den erschöpften Streiter, im hohen Greisenalter sein Herr in Seine Freude eingehen hieß.

Die Geschichte David Zeisbergers, dieses Apostels der Indianer, seines Lebens und Wirkens und seiner Leiden für den Herrn, hat mich in meiner Jugend (die in das letzte Jahrzehend seines Lebens fällt), immer sehr ergriffen und spricht immerfort eigenthümlich beschämend und ermunternd mein Herz an. Darum drängte es mich, den verschiedenen Nachrichten über ihn sein Bild zu entheben, und dieses große Bild eines ächt apostolischen Mannes vor unsern Zeitgenossen wieder aufzustellen; jedoch nicht, um der sündlichen Menschenvergötterung unserer Zeit zu fröhnen, sondern zu Lob, Preis und Ehren seines und unsers anbetungswürdigen Herrn; zu einem Zeugniß, was „Seine herrliche Gnade“ aus Sündern, die sich von Herzen Ihm übergeben, machen kann. Die Geschichte dieses Mannes ist ein Prüfstein für Alle, welche sich dem Dienst in der Heidenmission widmen wollen — ein Musterbild, Original für alle Missionare, Pfarrer und Evangelisten — ein Spiegel, in den alle Bekenner Christi hineinschauen sollen — eine Aufmunterung für alle Missionsanstalten und alle Freunde der Mission — ein Zeugniß für die gesegnete Arbeit der Brüdergemeine unter den Heiden — eine tatsächliche Widerlegung der Gegner der Heidenmission — eine

Erweckung für alle Jünger Christi, „den Herrn der
„Ernte zu bitten, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende.“
Dazu sei diese Schrift Seinem Segen anbefohlen!

Frenkendorf, im Februar 1849.

J. J. Heim, Pfarrer.

I.

Du sollst mein Knecht sein; ich sonderte dich aus, ehe du von der Mutter geboren wurdest. (Jerem. 1, 3.)

David Zeisberger wurde 1721 in Mähren geboren. In seinem fünften Jahr kam er mit seinen Eltern nach Herrnhut in Sachsen. Dahin hatten sich aus Böhmen und Mähren viele fromme Leute geflüchtet, weil sie wegen ihres Glaubens an das Evangelium von der katholischen Priesterschaft und Obrigkeit gar hart verfolgt und um Hab und Gut gebracht worden waren. Als bald nachher Davids Eltern nach Nordamerika auswanderten, ließen sie ihn in Herrnhut zur Erziehung zurück. David zeichnete sich schon als Knabe durch Geistesgaben und Fähigkeiten zur Erlernung fremder Sprachen aus, so wie auch durch muthvolle Entschlossenheit.

Graf von Zinzendorf nahm ihn, der erst 15 Jahre alt war, mit sich nach Holland, wo er in kurzer Zeit der Sprache so mächtig ward, daß man ihn in einer neu anzulegenden Brüdergemeine zu allerlei Geschäftsbesorgungen gebrauchen konnte. Die Munterkeit seines Wesens, Pünktlichkeit in Besorgung dessen, was ihm aufgetragen wurde, und seine Bescheidenheit machten ihn bei Hohen und Niedern beliebt. Nach der damaligen Erziehungsweise wurde David aber allzustrenge behandelt, ja, es geschah ihm in dieser Hinsicht selbst Unrecht. Er und sein Freund Schaber, auch aus Mähren, klagten einander ihre Noth und entschlossen sich, anderswohin zu fliehen. Sie suchten nach England zu kommen, um von da aus zu den Ihrigen über das Weltmeer nach Georgien, in Nordamerika, zu gelangen. Ein Schiffskapitän nahm sie nach London mit und brachte sie dort zu einem deutschen Wirth. Dieser, so wie er von dem Vorhaben dieser wackern, entschlossenen Landsleute nähere Kenntniß erhielt, brachte sie mit General

Dglethorpe, dem damaligen Gouverneur von Georgien, in Berührung. Nachdem dieser mit den beiden Knaben gesprochen hatte, vertraute er sie einem Schiffskapitän an, der gerade nach Georgien absegelte, und lieferte sie unentgeltlich und gut empfohlen dahin. David gab den Brüdern in Holland noch Nachricht davon. Er rühmte in spätern Zeiten es öfter, wie der treue Heiland von da an, wo er die Brüder in Holland verließ, seine treue bewahrende Hand über ihm gehalten habe. Er erkannte in der Folgezeit immermehr die Hand Gottes in dieser Führung und vergaß um so williger das Unrecht, das ihm in Holland widerfahren war.

Seine Eltern erschrafen nun nicht wenig, als ein Knabe in ihre Hütte trat und sie mit den Worten: „Vater und Mutter“ anredete. Sie kannten ihn nicht mehr und mußten es ihm eben auf seine Versicherung hin glauben, daß er wirklich ihr Sohn sei. Sie befanden sich in kümmerlichen Umständen, und davon hatten sie gar keine auch noch so leise Ahnung, daß der Herr ihren David zu seinem Knecht für eine so segensreiche Wirksamkeit ausgesondert habe, und ihn dazu im Läuterungsfeuer der Leiden und einer gänzlichen Selbstverläugnung noch heranbilden werde.

David wohnte bei seinen Eltern jetzt gerade wieder in einer Brüdergemeinde; diese war von frommen Auswanderern aus europäischen Brüdergemeinen angelegt worden, um den dort wohnenden wilden Indianern die seligmachende Botschaft des Evangeliums zu verkündigen. Der Ort hieß Bethlehem — und in einiger Entfernung davon wurde noch eine zweite Gemeinde angelegt, die Nazareth hieß. Nun finden wir unsren David in diesem stillen Garten der Gemeinde Gottes, selbst auch thätig beim Bau dieser Sammelplätze für weiland irrende Schafe, die nun zum Hirten und Bischof der Seelen sich bekehren. Kaum war er einige Wochen daselbst, als er eine besondere Lebensbewahrung erfuhr. Er hörte nämlich, wie die Brüder den großen Schaden beklagten, welchen die Hirsche des Nachts auf ihren Reisfeldern anrichteten, da begab sich der muthvolle Knabe in der Stille mit einem geladenen Gewehr an die Stelle, wo die Hirsche ihren Eingang in das umzäunte Feld hatten. Dieser war unter einem umgefallenen Baum, der sich gegen einen andern Baum lehnte. David stieg etwa zwei Stockwerk hoch hinauf; bald kamen die Hirsche, und indem sie

unter dem Baum durchgingen, schoß er auf sie; aber der Stoß der stark geladenen Flinte warf ihn rückwärts vom Baum. David wußte nicht, wie lange er in Ohnmacht gelegen sei; als er aber wieder zu sich selbst kam, und das von einer Wunde am Kopf über sein Gesicht herabfließende Blut abgewischt hatte, da sahe er den getödteten Hirsch neben sich liegen. Die Brüder erschrafen sehr, als der blutende David nach Hause kam.

Der Geist der Liebe und des Friedens, der, ungeachtet aller äußern Mühseligkeiten und Beschwerden, unter den Brüdern in den Gemeinen waltete, wirkte auch bleibend auf sein Herz; so wie auch das demüthige, dienstfertige Beispiel des Prediger Böhler, der, um der armen Gemeinde neben seinen Amtsgeschäften auch noch im Aeußern zu dienen, wöchentlich einmal mit Getreide in die Mühle fuhr. —

Doch war unserm David selbst, als er sein zwei und zwanzigstes Lebensjahr antrat, noch ungewiß, was eigentlich seine Bestimmung für dieses Leben sein sollte; auch die Glieder der Gemeinde dachten eben so wenig daran, daß ihn der Herr zu einem so großen Werkzeuge für den Dienst Seines Reiches auserkoren habe. Daher sollte er, weil man meinte, ihn in Nordamerika nicht gebrauchen zu können, wieder nach Europa zurückkehren. In seinem Innern hieß es zwar ganz anders; auch war ihm die Wildniß Amerikas schon lieb geworden; doch hatte er bereits gelernt, seinen eigenen Willen im Gehorsam zu unterwerfen; er ging also mit der Reisegesellschaft auf's Schiff. Als dieses am Absegeln war, überraschte der ehrwürdige Nitschmann, Vorsteher der Brüdergemeinde, den traurigen Jüngling mit der Frage: „Gehst du gern nach Europa zurück?“ „Nein!“ antwortete David und gab als Grund an: „denn meine Befehrung liegt mir vor Allem am Herzen.“ — Erfreut über diese unerwartete Antwort erwiderte Nitschmann: „An deiner Stelle ginge ich wieder nach Bethlehem zurück.“ Augenblicklich that dies der glückliche Jüngling und kehrte dahin zurück. So wunderbar leitete es die Hand des Herrn, der ihn ausgesondert hatte, ehe denn er von der Mutter geboren war.

Wer aber mit Erfolg dem Herrn am Evangelio dienen will, und vorab, wer als Bote des Heils unter die Heiden gehen will, um sie zu Jesu dem großen Heiland der Sünder einzuladen, der muß selbst von Grund des Herzens

befehrt sein; er muß an sich selbst erfahren haben, daß „das Evangelium von Jesu Christo (das er verkündigen will) eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran „glauben.“ (Röm. 1, 16.)

Zeisberger erzählt aber von sich selbst: „damals war mein Herz noch nicht zum Heiland befehrt; doch fühlte ich einen unwiderstehlichen Zug zu diesem unsichtbaren Freunde; es lag mir auch an, daß mein Herz völlig und auf immer dem Herrn zugekehrt werde.“ Um jene Zeit äußerte er auch gegen Bruder Büttner, Missionar unter den Indianern, der liebevoll mit ihm von seiner Befehrung sprach: „Wenn ich einmal mich befehre, so wird Jedermann sehen, daß ich in Wahrheit befehrt bin!“ So geschah es auch wirklich. Bald ging der Tag des Heils über seinem Leben auf; der Tag, der ihm auch in den dunkelsten Nächten der Trübsal nie mehr unterging, bis er selbst zum ewigen Schauen hinüberging. — Es geschah dies nämlich also: Die Brüder zu Bethlehem sangen den Vers:

„Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Jesu Christo aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die seligen Triebe,
Die kein Verstand begreifen kann!
Wen liebest du? Sünder, die schnöde Zucht!
Wen segnest du? Kinder, die dir geflucht!
O großes, o gutes, ja freundliches Wesen,
Du hast dir was Schlechtes zum Lustspiel erlesen!“

Diese Worte durchdrangen wie ein zweischneidig Schwert Davids Herz; er empfand einen unauslöschbaren Eindruck von der Liebe Gottes in Christo gegen abtrünnige Sünder. Thränen der Buße und des Dankes rollten über des Jünglings Wangen; von nun an hatte er sich ganz für den Herrn entschieden, und die Gnade, welche er bei Ihm gefunden hatte, entzündete in ihm hinwieder den feurigsten Trieb: Seinem Herrn mit Leib und Seele zu dienen und besonders im Befehrungswerke der Indianer alle Kräfte zu verzehren. — Jetzt war David eigentlich ausgesondert zum Knecht des Herrn. Mit großem Fleiß und Erfolg lernte er nun die Indianersprachen, besonders die schwere Mundart der Cherokees und Delawaren. Er eignete sich dieselben so an, daß er der Dolmetscher war, wenn Cherokees

nach Bethlehem kamen, und in den folgenden Jahren in dieser Eigenschaft bei den Friedensunterhandlungen zwischen der Regierung und den Indianern Dienste leistete.

Damit aber die folgende Erzählung von Zeisbergers Missionsarbeiten unter diesen Wilden desto verständlicher sei, so muß jetzt eine kurze Schilderung von diesem Volke hier vorangehen.

II.

Die Heiden sind ein Beweis, daß Gott sich ihnen geoffenbaret, und Sein Gesetz in ihr Gewissen geschrieben hat. (Röm. 2, 15.)

Da, wo jetzt die großen und blühenden Staaten von Nord-Amerika sich ausdehnen, übersäet mit tausend Städten, Dörfern und Bauernhöfen, durchschnitten von prächtigen, fischreichen Seen, schiffbaren Flüssen, Landstraßen und Eisenbahnen — da waren noch vor hundert Jahren ungeheure Wälder voll wilder Thiere. In diesen einsamen Wildnissen lebten als Eigenthümer des Landes verschiedene Indianerstämme. Jeder Stamm trug einen eigenen Namen. So nannte sich z. B. eine Indianernation: die Schildkröte, eine andere: welscher Hahn, eine dritte: Wolf. Zu den mächtigsten gehörten die Cherokeeen. Alle sind von rothbrauner Farbe; ihren Leib schmückten sie auf die seltsamste, abentheuerlichste Art. Manche behängen sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Vogelfedern oder mit Korallen u. dergl., und je wunderlicher Einer so ausgerüstet ist, desto besser gefällt er seinen Stammgenossen. Nach ihren Erzählungen seien ihre Voreltern aus dem Westen nach den Gegenden des Mississippi, des Ohioflusses und bis ans atlantische Weltmeer gezogen. Die drei obgenannten Stämme theilten sich in das mit blutigem Krieg eroberte Land. Die Indianer, wie Zeisberger und seine Mitarbeiter von ihnen berichten, glauben an einen allmächtigen, weisen und gütigen Geist, den sie Manitto nennen. Diesen „großen Geist“ halten sie für den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge. Ihn rufen sie bei ihren Unternehmungen, Jagd und Fischfang, wovon sie leben und ehe sie in den Krieg*)

*) In einem Kriegsgesange heißt es unter Andern: „O du großer Geist dort Oben, habe Mitleiden mit meinen Kindern und meinem Weibe!

ziehen, um Beistand und Schutz an; ihm danken sie auch für alle Güter und Genüsse des Lebens, für Gelingen und Bewahrungen. Ihm bringen sie Opfer dar, und bereiten sich zu dieser Handlung durch Fasten, sowie durch den Genuß besonderer Pflanzen und Getränke, vor. Um das Böse aus ihrem Innern herauszubringen, nehmen sie, weil das im Evangelio angebotene alleinige Reinigungsmittel für Herz und Gewissen ihnen unbekannt ist — was denkst du, mein lieber Leser? — höre! ein Brechmittel! Es zeigt sich auch bei den Indianern, wie bei allen Heiden und natürlichen Menschen, wie wahr das Wort Gottes ihren Zustand zeichnet, indem es sagt: „Ihr Verstand ist verfinstert, und sie sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, die in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens und die Eitelkeit ihres Sinnes.“ Ephes. 4, 17. 18. Daher stecken sie im finstern Irrwahn und Aberglauben. So meinen sie: der große Geist regiere die Welt und die Menschen durch viele Untergötter, zu diesen rufen sie um Hülfe und Bewahrung, und streuen ihnen Rauchtaback in die Luft und auf das Wasser. Die Gule halten sie für die Beschützerin ihres Lebens, weil sie einst durch ihr Geschrei ihre Vorfahren vor einem feindlichen Ueberfall warnte. Ja, sie nennen „die Klapperschlange“ den Großvater der Indianer, weil sie durch ihr Klappern irgend eine Gefahr noch zeitig anzeige. Vor bösen Geistern haben sie die, dem Aberglauben eigenthümliche, peinliche Furcht. Wenn ein Indianer sich einbildet, er sei behext oder von einem bösen Geiste besessen, so wird der, der früher unerschrocken allen Gefahren, den wilden Thieren und den Elementen trozte, der allerfeigste Mensch; er wird trübsinnig, er verliert alle Lust zum Essen; er kann vor Angst nicht mehr schlafen und hat keinen ruhigen noch fröhlichen Augenblick mehr. Da nimmt man denn, um Hülfe für den Kranken zu suchen, Zuflucht zu den Zauberern und Be-

Behüte, daß sie um mich trauern! Habe Mitleiden mit mir und behüte mein Leben! Gib mir Muth und Stärke gegen meine Feinde, daß ich mit meiner Familie und meinen Freunden mich freue! Und ich will dir ein Opfer bringen!“ — Der Häuptling einer Nation betete für einen abreisenden Fremden: „O großer Geist! gib ihm eine glückliche Reise; bei Tag einen unbewölkten Himmel und ein ruhiges Gewissen; bei Nacht eine Biberdecke, ungestört darauf zu schlafen und angenehme Träume — daß er stets sicher sei unter der großen Friedenspfeife!“

schwörern. Diese kommen endlich, nachdem man ihnen zuvor große Geschenke gemacht hat, zum Kranken, — aber in welch' gräßlichem Aufzug! denn sie stecken sich in eine Bärenhaut mit ungeheuren Hörnern und einem großen Haarschweif hinten. In solch' gräulicher Gestalt, mit den wildesten Gebärden, Bewegungen und schauerlichem Geheul, wollen sie den bösen Geist erschrecken und verscheuchen. Will er nicht weichen, so geben sie vor: der Kranke müsse etne schwere Sünde gethan haben — oder auch: man habe ihn, den Zauberer, nicht stark genug gemacht; das will sagen: nicht genug beschenkt.

Ehe die Indianer Menschen von weißer oder anderer Farbe als ihre rothbraune ist, kennen lernten, hielten sie sich für Lieblinge des Manitto. Jetzt noch, nachdem sie nun auch andere Menschengattungen kennen, halten sie sich selbst doch für hoch bevorzugt. Ihnen habe der große Geist ein Land gegeben zum Ueberfluß mit Gewild und Fischen versehen, und ihnen die edle Beschäftigung der Jagd und die Oberherrschaft über die Thiere angewiesen. Die Erde habe er zum Besten des menschlichen Geschlechtes hervorgebracht und den weißen Menschen den Ackerbau befohlen. Was auf Erden wüchse und lebe, was in Flüssen und Seen sich finde, sei nicht für einige Wenige nur, sondern zum gemeinsamen Gebrauche Aller da. Daher halten die Indianer die Gastfreundschaft nicht für eine Tugend, sondern für eine natürliche Pflicht; sie theilen gastfreundlich, öfter mit Selbstentbehrung, besonders Fremden, von dem, was sie haben, mit, weil diese ja von ihren Familien, Freunden entfernt seien, und nie suchen sie mit Entschuldigungen dem Geben auszuweichen. Weil Alle von dem großen und guten Geist abstammen und also Glieder der großen Familie seien, so sei Jeder verpflichtet, gegen Alle gütig und dienstfertig zu sein. Sie behandeln auch die Betagten und Kranken besser, als die meisten heidnischen Völker es thun. Im Umgang sind sie sehr höflich; selbst Kinder grüßen einander freundlich. Nach längerer Abwesenheit von einander, oder nach einem gefährlichen Unternehmen danken sie, beim Wiedersehen, „dem großen und guten Geist für die Gnade, einander wieder sehen zu können.“ Sie hüten sich einander mit Worten zu beleidigen und es fallen unter ihnen keine gewöhnlichen Händel und Schlägereien vor; sie

sagen: „Solches schicke sich nur für Hunde und Thiere.“ Unter diese natürlichen Tugenden finden sich, wie bei allen heidnischen Völkern und den Menschen, die nicht durch das Wort Gottes wiedergeboren sind, wilde Leidenschaften gemischt, besonders Stolz, Rachsucht und Grausamkeit. Der Indianer ist von sehr stolzer Gemüthsart, die einzig durch den Geist des „sanftmüthigen und von Herzen demüthigen Jesu“ gebeugt werden kann. Schrecklich ist der Indianer, wenn er einmal beleidigt ist; dann ruht er nicht, bis er seine glühende Rache im Blute seines Feindes abgeföhlt hat. Monate und Jahre lang kann er auf eine bequeme Gelegenheit lauern, bis er seinem Widersacher mit der Streitart den Schädel zerschmettern, oder ihm den Speer oder einen vergifteten Pfeil ins Herz bohren, oder ihn scalpiren, die Kopfhaut abschinden kann. Je mehr Einer Scalphäute besitzt, desto berühmter ist er. Zeisberger mußte einmal all' sein Ansehen als ein alter, ehrwürdiger Bote Christi und als Indianerfürst anwenden, um die jungen christlichen Indianer abzuhalten, an einem Stamm, der treulos Gläubige gefangen genommen und gemordet hatte, Rache zu üben. —

III.

Euretwegen wird Gottes Name gelästert unter den Heiden. (Röm. 2, 24.)

Dieser Vorwurf, den der Apostel Paulus den ungläubigen Juden machte, trifft in hohem Grad auch die bloßen Namenchristen. — Als die Indianer zum ersten Mal weiße Menschen, Europäer sahen, so hielten sie dieselben für Wesen höherer Art, die aus der Wohnung des großen Geistes, um eines wichtigen Zwecks willen, zu ihnen gesandt seien. Denn sie erzählen: Vor vielen Jahren, als noch nie Menschen mit weißer Haut in ihrem Lande gesehen worden waren, haben ihre Väter, als sie mit Fischfang beschäftigt waren, weit im Meer draußen, vor New-York, etwas Großes auf dem Wasser schwimmen sehen. Alles eilte an's Ufer und staunte die neue Erscheinung an. Die Einen meinten, es sei ein außerordentlich großer Fisch oder ein See-Ungeheuer. Andere hielten das wunderbare Ding, das sich dem Lande zubewegte, für ein großes schwimmendes Haus. Gil-

boten riefen schnell die Krieger von allen umherwohnenden Stämmen herbei. Da nun das seltsame Ding der Mündung des Flusses nahte, so glaubten sie, der große Geist komme in diesem gewaltigen Hause zum Besuche zu ihnen. Wie soll man ihn aber empfangen? — Es wird Fleisch zum Opfer herbeigeschafft; die Weiber bereiten gute Speisen, und auf den Fall, daß der große Geist auf sie böse wäre, soll ein Tanzfest ihn besänftigen. Männer, Weiber, Kinder, Alle schweben zwischen Furcht und Hoffnung; in der größten Verwirrung beginnen sie den Tanz. Da eilen neue Läufer herbei und berichten: „Es ist ein großes farbiges Haus, ganz voll menschlicher Wesen, aber von anderer Farbe und Kleidung! Einer ist ganz roth gekleidet, der ist gewiß der große Manitto selbst!“ — Vom Schiff aus rief man den Indianern zu, sie aber verstanden die Sprache nicht, doch antworteten sie mit Jauchzen und Geschrei. Manche aber wollten vor Angst in die Wälder fliehen. Jetzt kommt ein Boot mit dem rothen Mann und einigen Andern ans Land. Der Mann im rothen Kleid, von goldenen Verzierungen glänzend, tritt in den Kreis der Häuptlinge und grüßt sie freundlich. Alle Indianer sind von Staunen, von Bewunderung und Erwartung fast außer sich. „Ja, gewiß, das muß der große Geist sein!“ so heißt es in ihren Gedanken — aber, fragen sie: „warum hat er denn eine weiße Haut?“ Nein, es war nicht der große, gute Geist — es war nur der Befehlshaber des Schiffes und der darauf befindlichen Europäer; er und seine Leute waren Holländer, auch solcher Art Leute, „derenthalben Gottes Name gelästert wird unter den Heiden.“ Einer seiner Begleiter bringt eine große Flasche, schenkt daraus in einen Becher und überreicht ihn demselben; er trinkt, läßt ihn wieder füllen und bietet ihn dem ersten Häuptling. Dieser riecht aber nur daran, reicht ihn dann dem Nächsten und so geht der Becher in der Reihe herum. Nun springt einer aus dem Volk hervor und sagt: Es sei unschicklich, dem Manitto den Becher, den er ihnen dargeboten, zurückzugeben, ohne daraus zu trinken; wenn kein Anderer es thun wolle, so thue er es, was auch immer die Folge sein möge — es sei besser, ein Mensch sterbe, als daß eine ganze Nation zu Grunde gehe! So ergreift er den Becher und nach feierlichem Abschied von Allen trinkt er ihn aus. Aller Augen starren

erwartungsvoll nach ihm; gleich nachher wankt, taumelt und fällt er der Länge nach zu Boden. Sie meinen, er sei todt! Bald erwacht er jedoch, erhebt sich wieder und erklärt ihnen: „Ich habe die allerangenehmsten Empfindungen gehabt und mich in meinem Leben noch nie so glücklich gefühlt.“ Er bittet sich noch mehr von diesem Getränk aus; Alle folgen seinem Beispiel und — — werden berauscht! Nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen waren, beschenkt sie der Mann im rothen goldschimmernden Kleide mit Korallen, Nerten, Hacken und Strümpfen. Man wurde gegenseitig zutraulich. Die Fremden gaben den Indianern durch Zeichen zu verstehen: sie wollen über's Jahr wiederkommen, dann ihnen noch mehr Geschenke bringen und länger bei ihnen bleiben. Dies geschah auch und man freute sich gegenseitig beim Wiedersehen. Die Indianer aber wußten nicht, was sie mit den Nerten und Hacken 2c. machen sollten, und trugen sie als Schmuck und Zierde auf der Brust; die Strümpfe aber hatten sie als Tabacksbeutel gebraucht. — Als nun die weißen Leute Stiele in die Nerte und Hacken machten, damit Bäume umhieben, den Boden umgruben und den Indianern die Strümpfe an ihre Füße anzogen, — da lachten sie selbst laut auf, daß sie es nicht gemerkt hatten, wie und wozu man solche Dinge gebraucht. Jetzt hielten sie jeden weißen Mann für ein Wesen höherer Art, der im Dienste des obersten Gottes stehe. Die Vertraulichkeit nahm täglich zu. Endlich baten die Holländer nur um so viel Land, als eine Ochsenhaut einschließen würde, um Lebensmittel zu pflanzen. Die Indianer willigten in dies scheinbar so bescheidene Gesuch. Die weißen Leute aber schnitten jetzt die Ochsenhaut in schmale Streifen, knüpften diese an einander, streckten sie so viel wie möglich aus, und maßen so das Land aus. Als die Indianer das große, mit List und Betrug ausgemessene Stück Land ansahen, stußten sie; indeß ließen sie es gelten. Nach und nach forderten die Weißen immer mehr Land, aber statt Gärten anzupflanzen, stellten sie Kanonen auf dem Lande auf und bauten befestigte Häuser. — Später kamen die Engländer; sie thaten ein Gleiches und noch mehr. Nachher auch die Franzosen. Eine Strecke Landes um die andere, und die besten Fischplätze wurden den Indianern weggenommen; sie wurden bekriegt und ihre Gefangenen zu Sklaven ge-

macht. Immer weiter Landeinwärts wurden sie zurückge-
drängt und des Bodens, den ihre Väter bewohnt hatten,
beraubt; ja, er wurde von Strömen Indianerblut gedüngt.
Schauervoll lauten der Indianer Klagen über die weißen
Leute, die sich Christen nennen, und an den Indianern
aller Art Verbrechen verübten. Je mehr diese mit jenem
bekannt wurden, desto mehr wurden sie überzeugt, daß sie
nicht Diener des guten, sondern des bösen Geistes seien.
Daher die scharfen, aber leider nur zu sehr begründeten
Urtheile der Indianer über die weißen Leute. So z. B.
sagen sie: Die Weißen seien eine vermischte Menschen-
gattung. Weil sie eine so böse Art seien, so habe ihnen
der große Geist das große Buch, die Bibel, gegeben und
sie lesen gelehrt, damit sie wissen, was sie nach seinem Willen
thun und unterlassen sollen. Die Indianer hingegen be-
dürfen ein solches Buch nicht, um daraus des Schöpfers
Willen zu lernen; sie finden denselben in ihre Herzen ge-
schrieben und ihr Verstand könne das Gute vom Bösen
unterscheiden. — „Wir hätten,“ sagen sie, „die Sachen,
welche uns die Weißen aus dem guten Buche vorerzählen,
vermuthlich geglaubt und befolgt, wenn wir zuerst gesehen
hätten, daß sie selbst das auch wirklich thun, daß
sie sich richten und verhalten nach den guten Worten. —
Es gibt zwar unter den Weißen auch gute Leute; aber
das ist die kleinere Zahl; die Schlechten scheinen aber
die Stärkern zu sein, denn diese regieren; sie thun, was
ihnen gefällt; man kann sich auf sie nicht verlassen. Sie
kommen zu uns und thun uns Böses und doch haben wir
ihnen nichts zu Leide gethan. Sie sagen zu uns: „Mein
Freund! mein Bruder!“ sie können unsere Hand ergreifen
und in demselben Augenblick uns zernichten! darum kommen
sie mit den langen Messern (Bajonetten und Säbeln)
zu uns.“ Den Engländern, Amerikanern und Franzosen,
welche Krieg unter sich und gegen die Indianer um ihr Land
führten, gaben diese daher den Namen „das lange Messer-
Volk;“ und verglichen witzig sie mit einer Scheere. Sie
sagten nämlich: „Wenn eine Scheere zugemacht wird, so
scheint es, die zwei Schneiden treffen auf einander und
müssen ihre Schärfe abstumpfen; allein es ist nicht so; sie
zerschneiden nur das, was dazwischen kommt. So
machen es die Engländer und Amerikaner im Krieg — nicht

sie selbst gehen dabei zu Grunde, sondern wir arme Indianer, die wir zwischen ihnen sind. Sie zerschneiden unser Land und wenn sie es getheilt haben, so wird die Scheere zugemacht und bis auf weitem Gebrauch bei Seite gelegt.“ — Weil die weißen Leute Schlösser und Riegel an ihren Thüren haben und ihre Häuser sorgfältig verschließen, so äußerten die Indianer, zur Beschämung der Christen, sich hierüber folgendermaßen: „Unter diesen Leuten müssen eine Menge Diebe sein, vor denen sie große Furcht haben. Wir haben keine Diebe unter uns; wenn wir uns vom Hause entfernen, so legen wir (auch wenn das Haus voll Handelswaaren ist), ein Stück Holz gegen die Thüre; das ist unser Schloß und Riegel, woran Jeder sieht, daß Niemand zu Hause sei, und wir sind sicher, daß kein Indianer sich untersteht, in ein solches Haus zu gehen!“ — Insbesondere wundern sich die Indianer gar sehr über das Bestreben und die Gier der Weißen, reich zu werden und Schätze zu sammeln, die sie doch nicht mit in die andre Welt nehmen können. In dieser Welt sei genug, um das Leben durchbringen zu können, ohne so ängstlich und mühevoll zu sammeln, und in jener Welt sei Alles in Fülle. — So sprechen Heiden*) — und die Christen wissen das Wort des Heilandes: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden 2c. Sammelt euch aber Schätze im Himmel 2c.“ und beachten Seinen Befehl dennoch nicht. Werden nicht einst an jenem Tage viele Heiden auftreten und sagen: „Um eures Thuns willen ward Gottes Name verlästert unter uns?“ —

IV.

Gehe hin, denn ich will dich unter die Heiden senden, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zum Licht.

(Apostelg. 22, 21, 26, 18.)

Dieses Wort des Herrn, womit Er den Paulus zum Apostel der Heiden berief, kam auch an unsern theuren Zeisberger. Er verstand den Ruf Seines Herrn, wie wir Oben schon gesehen haben und bereitete sich im stillen

*) Roskiel's Missionsgesch., Hefewälden's Geschichte der Indianer. Catlin erzählt mit Vorliebe schöne Charakterzüge von den Indianern, um die Christen anzuklagen.

Bethlehem vor und harrete, bis der Herr spreche: „Gehe hin!“ Er war zwar nicht der Erste; denn schon um das Jahr 1740 hatte der ehrwürdige Christian Heinrich Rauch, der erste Missionar aus der Brüdergemeine unter den Cherokeeen, ihnen das Evangelium verkündigt. Sie selbst hatten ihn eingeladen, zu ihnen zu kommen. Man rieth es ihm auf's Ernsteste ab, weil kein Weißer unter diesem grausamen und blutgierigen Volke sich ohne Lebensgefahr niederlassen könne. Er aber, Seinem Heilande vertrauend, der befohlen hat: „Prediget das Evangelium aller Kreatur,“ und der auch verheißten hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage“ — ging hin und ließ sich in einem Dorfe unter ihnen nieder. Nach zwei Jahren treuer Arbeit unter viel Spott, Leiden und Selbstverläugnung hatte er die Freude, 22 Seelen als Erstlinge dieser Nation durch die heilige Taufe in die Kirche Christi aufzunehmen.

Ob schon die Erzählung von dem Erstling der Befehrten und Getauften, dem Tschopp, nach seiner Taufe Johannes genannt, bekannt ist, so darf sie als Anfang unter den Indianern, in Kürze hier wohl angeführt werden. Er, der ehemals in den Zusammenkünften der Heiden der Wildeste war, dem Trunk und andern Ausschweifungen im ausgelassensten Maße ergeben, und dem Zureden an sein Herz länger widerstrebte, erzählt seine Erweckung und Befehrung selbst also: „Bruder Rauch kam zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Hauptinhalt seiner Rede an mich war ohngefähr dieser: „Ich komme zu dir im Namen des Herrn, Himmels und der Erden; der läßt dich wissen, daß Er dich gerne selig machen und aus dem Elende, in dem du liegst, reißen will. Er ist darum Mensch geworden, hat sein Leben für die Menschen gegeben und sein Blut vergossen,“ u. s. w. Darauf legte sich Br. Rauch auf ein Brett in meiner Hütte und schlief, müde von der Reise, ein. Da dachte ich: Ei, was ist das für ein Mann? er liegt da und schläft so sanft; ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen — wer würde nach ihm fragen? aber er ist ohne Sorgen! Ich aber konnte seiner Worte nicht los werden; sie fielen mir immer wieder ein und wenn ich schlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Darum Brüder: Predigt den

Heiden Christum, und Sein Blut und Seinen Tod, wenn ihr wollt Segen schaffen!“

Dieses neue Licht eines Häufleins bekehrter Indianer leuchtete weit in der Finsterniß umher; allein nun fingen weiße Handelsleute, die an der Küste und landeinwärts wohnten und durch Brantwein-Handel die Indianer verderbten und nach und nach um Alles brachten, an, die Missionare grausam zu verfolgen. Denn weil die gläubig gewordenen Indianer von berauschenden Getränken und von andern schlechten Dingen der weißen Leute nichts mehr wissen wollten, so verläumdeten diese, da sie sahen, daß „ihr Handel Gefahr laufe,“ die Diener des Evangeliums bei der Regierung als Verführer der Indianer, als verkappte Römlinge, als Aufwührer, welche die Herrschaft der Engländer zu stürzen, und die Indianer für die Franzosen zu gewinnen suchen. Daher verbot die Regierung in Neu-York alle Versammlungen der Brüder und zog die angeklagten Missionare ins Verhör.

Sieben Wochen saßen Zeisberger und Friedr. Post im Gefängniß. Ein Neu-Engländer, der sie daselbst eine Weile still betrachtet hatte, brach endlich in die Worte aus: „Obgleich ich euch nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, wessen man euch beschuldigt; ich glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen. Ich wunderte mich über eure Zufriedenheit, aber ich glaube, daß es eine selige Sache sei, um des Namens Jesu willen im Gefängniß zu sitzen; und Alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehaßt und verfolgt werden!“ Wie tröstlich war doch den Gefangenen dieses freundliche Wort des Unbekannten! — Der Herr selbst nahm sich der Unterdrückten an. Eben zur rechten Stunde war der ehrwürdige Spangenberg, Bischof der Brüdergemeine, aus Europa angelangt; diesem gelang es, die falsch angeklagten Brüder wieder zu ihren Gemeinen zurückzubringen.

Nun wollte Spangenberg selbst nach Onondago reisen, wo der Sitz des großen Raths der fünf Indianer-Nationen war; aber auf der großen und gefährlichen Reise mußte durchaus auch ein Mann bei ihm sein, der die Indianer-Sprachen verstand und sprechen konnte. Und siehe, der Herr lenkte die Augen und die Neigung des Bischofs auf den jungen Zeisberger. Jetzt hieß es: „Gehe hin, ich will dich unter die Heiden senden.“ Mit Freude begleitete

er nebst einigen Brüdern den, von Liebe zu seinem Heiland und den armen Heiden brennenden Knecht Gottes. Diese drei Monate andauernde Reise, die wegen der wilden Indianer, wegen der dichten Wälder, Gesträuche und vielen Gewässer, und wegen Mangel an Lebensmitteln mit großen Beschwerden und Gefahren verbunden war, war für unsern Zeisberger eine eigentliche Vorbereitung auf seine künftige Laufbahn; sie war auch eine Prüfung seines Entschlusses, sein Leben dem Dienste des Herrn unter den Indianern zu widmen. Zugleich aber lieferten die Erfahrungen dieser Reise ihm Beweise genug, wie ihn sein Herr bewahren, erhalten und ihm durchhelfen könne und werde, wenn er nur mit ganzem Herzen Ihm anhänge und auf Ihn fest vertraue. Die meiste Zeit auf der Reise und die Nächte brachten sie im Walde zu. Einmal hatten sie mehrere Tage keine Lebensmittel und litten großen Hunger, da fanden sie ein Vierteltheil eines Bären, den ein Indianer, der ihn, wie es scheint, nicht mittragen konnte, am Weg aufgehängt hatte, damit das Fleisch denen, welche des Weges reisen würden, zu Gute kommen möge. Ein ander Mal waren die Wanderer wieder ohne alle Lebensmittel, sie legten sich entkräftet und mit Hunger kämpfend, um ihren theuren Anführer her, am Ufer eines Baches hin, und blickten einander, weil dem Tod des Verschmachtens entgegensiehend, wehmüthig an; da richtet sich Spangenberg plötzlich auf, freundlich zum jungen Zeisberger sagend: „Mein David, mach' geschwind dein Fischergeräth zurecht und fange uns ein Gericht Fische!“ David sagte: „Wie gerne wollte ich das, wenn nur einige Hoffnung wäre, Etwas zu fangen; aber in diesem seichten und klaren Wasser sind, besonders in dieser Jahreszeit, keine Fische zu bekommen; sie sind jetzt alle im tiefen Wasser!“ Spangenberg erwiedert: „Wenn ich denn doch sage: Mein David fische! so thu' es diesmal nun im Gehorsam.“ David antwortet: „Nun, ich will's ja thun.“ Wie er nun im Bach steht, um das Netz auszubreiten, ruft ihm Spangenberg nach: „Gehe etwas weiter ins Wasser hinein, damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zusehen, wie du fischen kannst!“ — David und Schebosch sagen zu einander: „Der liebe Bruder versteht nichts vom Fischen; aber das gehört auch nicht in sein Fach.“ Doch gehen sie nun tiefer in's Wasser

und wie erstaunten sie nun, als sie in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische im Netz sahen, die sie jubelnd den hungernden Brüdern überbringen. Alle aßen sich nun satt, auch blieb ihnen noch ein schöner Vorrath auf die Weiterreise übrig. Spangenberg sagte nun lächelnd: „David, hab' ich Dir's nicht gesagt, wir haben einen guten himmlischen Vater!“ — Sein Herz empfing, wie einst Petrus von dem gesegneten Fischzug im See Genesareth, einen so tiefen Eindruck von der Macht und Vorsorge des Herrn, daß er von nun an Alles im Vertrauen auf Seinen Beistand in Seinem Dienste wagte und nie zu Schanden wurde. Zeisberger hatte nun auf dieser ersten Missionsreise einen vollen Vorgesmack bekommen von der Bedeutung des Rufs: „Gehe hin, ich will dich unter die Heiden senden,“ und von dem Leben eines „Streiters Jesu Christi!“ — allein die Bitterkeiten desselben entmuthigten ihn nicht im Mindesten; vielmehr fühlte er sich zu neuem Gehorsam und Eifer für Seinen Herrn entflammt. — Er suchte und benutzte jede Gelegenheit, die Indianersprachen noch gründlicher zu erlernen*), und mit ihrem Charakter, mit ihren Sitten und Gebräuchen sich recht bekannt zu machen. Von Bethlehäm aus machte er öftere Besuche unter ihnen, und verkündigte ihnen das Wort Gottes; er gewann auch bald ihre Liebe und Zutrauen. Zur Zeit einer allgemeinen Krankheit und Hungersnoth besuchte er sie auf Longe-Inland und bot ihnen geistliche Hülfe in ihrem großen Elend an. Arzneien aber durfte er den Kranken keine reichen, denn, wenn auch erst lange hernach Einer gestorben wäre, so hätten die Brüder die Schuld tragen müssen; und da die Predigt von der Liebe Jesu keine offenen Ohren fand, kehrte er betrübt zurück. Die feindseligen weißen Kolonisten wollten den muntern Zeugen des Evangeliums hindern, fernerhin das Licht und den Trost desselben in den finstern Wäldern zu verbreiten. Er wandte sich aber an den Gouverneur von Pensylvanien und es gelang ihm, diesen zu vermögen, daß er allen In-

*) Zum Beweis, wie schwere Wörter diese Sprache habe, hier nur ein Paar Beispiele; Wahrheit heißt: Wulawawagan — Glaube: Murlissanwawagan und Mullahittammöwagan; — die Sterbenden: Elumiangellatschik; ein ruhiges Gewissen: jonigochrio Scaeno agonochtonie gajakatu; — im Himmel: Awassagamewunk; — dein Name: Atellewanjowagan &c.

dianern, welche in diesem Staate eine Zuflucht suchten, volle Religionsfreiheit zusicherte. Nun ließen sich bald Manche in der Nähe von Bethlehem nieder; der neue Ort wurde Friedenshütten genannt. Bei immer zahlreicherem Zuzug gläubiger Indianer legten die Brüder, jenseits der blauen Berge, ein neues Missionsdörfchen mit einem Bethause an, das man Gnadenhütten nannte. Da die Zahl hier bald auf 500 Indianer anwuchs, so wurde in der Nähe eine zweite Missionsgemeinde erbaut, auch wurden Schulen errichtet und Zeisberger verkündete unter den benachbarten Delawaren mit seinen Gehülften mit Segen das Wort des Heils.

V.

Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe, darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben. (Math. 10, 16.)

Je mehr sich schöne Aussichten für die Verbreitung des Evangeliums unter den verschiedenen Indianerstämmen öffneten, um so nöthiger war es, hiefür auch die Bewilligung der Häuptlinge zu erhalten. Diese waren zu Onondago versammelt. Man nannte diese Rathversammlung „das große Rathfeuer;“ denn in der Mitte des großen Rathhauses, das aus hohen mit Baumrinde durchflochtenen Baumstämmen bestand, brannte „das große Rathfeuer.“ Um dasselbe her waren die Sitze der Häuptlinge oder Fürsten, und Sitze für Ehrenmitglieder. Jeder Cherokese hielt sich für gleich erhaben wie den König von England. Die Engländer und die Franzosen wetteiferten um ein Bündniß mit den Cherokesen. Dahin begleitete nun Zeisberger als Dolmetscher der Brüdergemeinde den Bischof der Brüdergemeinde Cammerhof. Die Beiden waren ein Herz und eine Seele. Die Reise war sowohl Strom aufwärts, als zu Lande, durch ungebahnte Wildnisse, sehr beschwerlich. Das Nachtlager war in einer von Baumbast jedesmal errichteten Hütte. In einem Indianerdorf beherbergte sie einmal auf's Freundlichste ein 87jähriger Häuptling. Obgleich er, über ihr Vorhaben lächelnd, den Kopf schüttelte und äußerte: „Neuigkeiten dieser Art sind nichts für mich, ich will sterben wie meine Väter“ — so wünschte er ihnen doch Glück zu ihrer Reise.

Nach einer mühevollen fünfwöchigen Reise erreichten sie Onondago, in einer fruchtbaren Gegend, am Ontario-See. Zeisberger übertrug nun den Vortrag Cammerhofs von dem großen Rath aus der englischen in die Indianersprache. Nach reiflicher Berathung bewilligten die Häuptlinge: „daß einige christliche Lehrer sich auf dem Gebiet der Indianer niederlassen dürfen, um ihnen die gute Botschaft zu verkündigen.“ Auch gaben sie die Zusicherung: „Die Cherokesen wollen die Brüder dießseits und jenseits des großen Wassers als Brüder ansehen, und der Bund mit ihnen soll nie getrennt, noch zerrissen werden.“ — Voll Freude und Dank, daß ihnen der Herr die Thür des Wortes aufgethan und sie unbeschädigt auf einen Weg von mehr als 600 Stund in Indianerlande erhalten hatte, trafen die Gesandten des Herrn wieder in Bethlehem ein. Der Weg, zu dem diese Boten des Friedens unter außerordentlichen Beschwerden, auf ungebahnten Pfaden, durch die Wildnisse, 5 Wochen jedesmal gebrauchten, wird jetzt mit Dampfschiffen und Wagen bequem in 2 bis 4 Tagen zurückgelegt. Auch solche Umgestaltungen sind das Werk des Evangeliums; denn es zerreißt die Fesseln des Heidenthums und führt an die Stelle tausendjähriger Dede und Erstarrung belebende Regsamkeit und Verbesserungslust ein. Die evangelische Missionsgeschichte liefert zur Genüge unwiderlegliche Beweise hiefür. —

Wie einst die Apostel unsers Herrn der Muttergemeinde Bericht erstatteten von dem, was Gott unter den Heiden thut, so begab sich Zeisberger 1751 nach Europa, das er vor 15 Jahren als Flüchtling verlassen hatte. Nachdem er den Aeltesten und der Gemeinde zu Herrnhut, besonders dem Grafen v. Zinzendorf, seine Erfahrungen unter den Indianern erzählt hatte, so wurde er nun feierlich zum Missionsdienst unter diesen Nationen eingeweiht. Um so freudiger eilte er im folgenden Jahr, auf's Neue vom Herrn berufen und vom Gebet der Gemeinde begleitet, mit den Brüdern Martin Mack und Gottfried Stundt nach Onondago, um das Werk des Herrn, das seinem Herzen seit seiner Bekehrung Lieblingsache war, zu treiben. Nun begannen erst recht die Kämpfe mit allen ordentlichen äußern Beschwerden und mit den Mächten der Finsterniß. Schon auf dem Weg nach Onondago widersehten

sich 20 Häuptlinge eines andern Indianerstamms heftig der Weiterreise; allein die Boten Christi ließen sich nicht erschrecken von den Widersachern; Zeisberger bat sich eine Rathsversammlung aus. In derselben hielt er eine kräftige Ansprache an die Häuptlinge, worauf sie den Brüdern die Fortsetzung der Reise gestatteten. Freundlich wurden sie an ihrem Bestimmungsorte aufgenommen, in die Hütte eines Häuptlings einquartiert und ihnen gestattet, in jede Hütte zu gehen und sich ohne Behinderung mit den Einwohnern zu unterhalten. Auf ihren Wanderungen zu den Stämmen in der Umgegend verfolgte sie bald ein weißer Branntweinhändler; ja, weil er mit Schelten und Fluchen Zeisberger dennoch nicht wegtreiben konnte, so schlug er bald mit einem Stock, bald mit einem brennenden Holz auf ihn los, stieß ihn mit Füßen, und, obschon die Indianer mit Gewalt wehrten, drohte er dennoch ihm den Tod! — Bei den Indianern hingegen genossen sie eine herzliche Gastfreundschaft; sie theilten mit den Lehrern ihren letzten Bissen Nahrung; doch mußten diese oft auch ihren Lebensunterhalt mit Jagen suchen. Zeisberger diente ihnen neben der Verkündigung des Evangeliums auch öfter als geschickter Wundarzt. Die Brüder beschäftigten sich mit Aufbauen von Hütten für die Indianer, mit Ausbessern eiserner Werkzeuge, mit Anpflanzen und andern nützlichen Arbeiten. Auf die mühsame Arbeit des Fällens und Zurüstens von Bauholz im Wald, folgte das mühevolle Heimschleppen desselben. Zeisberger war in Allem der erste und gewandteste, und wegen seines Verstandes und Muthes, wegen seines rechtschaffenen Wesens (wie es beim Christen sich finden soll), von den Häuptlingen hoch geachtet, ja sogar in ihren Rathsversammlungen willkommen. Bei diesen Versammlungen der Volkshäupter lernte er nicht nur ihre Sprachen gründlich kennen, sondern auch ihre besondere Denkweise und Gemüthsart; es offenbarten sich da Verrath und die ausgesuchteste Grausamkeit neben unverletzlicher Treue und zartem Ehrgefühl — die edelsten Gefühle der Seele und die wildesten Leidenschaften des menschlichen Herzens. Obschon Zeisberger, auf Anrathen des großen Raths, wegen der drohenden Gefahren des Kriegs zwischen den Engländern und Franzosen um die Oberherrschaft des Landes, für einige Zeit Onondago verließ, so ging er doch zu wiederholten Malen wieder dahin, um die Botschaft

des Heils zu verkündigen. Die Indianer wunderten sich darüber recht sehr, daß die Brüder, die es in ihrer Heimath so gut haben könnten, aus Liebe zu ihnen so schlechte Nahrung, ja Hunger, Entbehrungen und Gefahren mannigfacher Art sich gefallen ließen. —

Im Jahr 1755 versetzte der Krieg die Missionarien und ihre gläubigen Indianer in die schwerste und gefährlichste Lage, in der sie sich so ganz „wie Lämmer unter den Wölfen“ fühlen mußten. Da war „Schlangenflugheit und Taubeneinfalt“ — unverfälschte Aufrichtigkeit und Weisheit von Oben nöthig! Denn es brach auch ein wilder Indianerkrieg in volle Flammen aus. Die Boten des Friedens wurden vorzüglich von französischen Spionen verfolgt. Die Franzosen benutzten die den Missionaren feindlichen Indianer, um ihre Landsleute für sich zu gewinnen.

Im November dieses Jahres kam Zeisberger eines Abends in der Dämmerung in Gnadenhütten an und wollte, nachdem er Briefe von der Direktion in Bethlehem abgegeben hatte, noch denselben Abend in das Pilgerhaus an der Mahoway reisen, wo mehrere Missionsfamilien wohnten und der Sammelplatz der Missionen war, um dahin Tröstungen und Rath der Gemein = Direktion für die in großer Gefahr schwebenden Brüder zu überbringen. Die Missionare riethen es ihm aber dringendst ab, noch in der Nacht den Weg durch den Fluß und dann durch die Wälder zu machen, in denen, laut gewissen Nachrichten, die feindlichen Indianer sich gesammelt hatten. Der furchtlose Zeisberger aber ließ sich durch keine Besorgnisse abhalten, seinen Auftrag auszurichten, und die Hoffnung dem befürchteten Unglück noch vorbeugen zu können, trieb ihn fort. Er wünscht den Missionaren gute Nacht, schwingt sich auf's Pferd und eilt mit Bruder Seidel davon. Dieser kehrte aber, sich fürchtend, wieder zurück. Indessen war Bruder Mack, von innerer Besorgniß getrieben, ihnen nachgeeilt und bat Zeisbergern dringend, wieder umzukehren, — allein er ritt weiter und schwamm auf seinem Pferd im Dunkel durch den Pechfluß. Kaum war er in der Mitte, so hörte Mack schon deutlich Schüsse von der Mahoway her. Zeisberger konnte sie aber vor dem Rauschen des Wassers nicht hören; aber am jenseitigen Ufer angelangt, hörte er nun das Gewehrfeuer selbst und sahe im Dunkeln das Blitzen desselben. Jetzt

kehrte er um — und so wie er wieder bei Br. Mack, der auf ihn wartete, anlangte, sahen sie die Gegend an der Mahoway vom Feuer erleuchtet, — woraus sie schlossen: das Pilgerhaus und die Gebäude der Mission stehen in Flammen! Ach wie bebten ihre Herzen! wie seufzten sie zum Herrn für seine Diener und Dienerinnen! — — Bald kam ein entflohener Indianerknabe nach Gnadenhütten und brachte die schreckliche Bestätigung vom befürchteten Ueberfall, vom Brand des Pilgerhauses und der Ermordung der Missionare. Zeisberger eilte mit blutendem Herzen die Nacht hindurch nach Bethlehem und verkündete schon früh Morgens 5 Uhr der Gemeinde die Jammerbotschaft. — Die Hauptzüge dieser schmerzlichen Trauer = Scene sind folgende: Als die sämtlichen Missionare, Frauen, Kinder &c. des Abends zu Tische saßen, fiel ein Schuß vor dem Hause, und, als Einige schnell die Hausthüre öffneten, schossen die Mörder auf sie und Martin Mitschmann blieb sogleich todt. Seine Frau und noch Etliche wurden verwundet, flohen auf den obern Boden und versperrten die Thüre bestmöglich. Bruder Partsch sprang durch eine Hinterthüre und entkam. Da die Mörder, die den Brüdern und Schwestern auf den Boden nacheilten, die Thüre nicht erbrechen konnten, steckten sie das Haus in Brand. Der Indianerknabe sprang von dem bereits in Flammen stehenden Dache herab; schon hatte bei der Thüre eine Kugel seine Backen gestreift und nun war auch eine Seite des Kopfs von den Flammen sehr verletzt; dennoch entlief er glücklich und brachte die Unglücksbotschaft nach Gnadenhütten. Schwester Partsch wagte nun denselben Sprung vom brennenden Dach herab und das Gebet ihres Mannes, der während seines Sprungs durchs Fenster für ihre Errettung flehte, wurde erhört, denn sie entran den Feinden. Nun sprang auch Br. Fabrizius glücklich vom Dach herab; aber im Entlaufen schossen ihm die Mörder zwei Kugeln durch den Leib. Sie gingen nun mit ihm, wie mit einem Schlachtschaf um, denn sie hieben ihm ihre Mordbeile in den Leib und scalpirten ihn noch! Alle Uebrigen wurden lebendig verbrannt. Gils zur Missionsfamilie gehörige Personen kamen um's Leben. Br. Sensemänn, der durch die Hinterthüre entronnen war, hatte den unbeschreiblichen Schmerz, seine liebe Frau mit verbrennen zu sehen. Vor Schrecken und Wehmuth konnte Schwester

Partsch nur bis auf einen Hügel nahe am Hause, hinter einen Baum fliehen. Von da sahe sie, wie Schw. Senfemann in den Flammen flehend ihre Hände faltete, und hörte sie ausrufen: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!“

Nun zündete die Mörderrotte Scheune und Ställe an und verbrannte die Vorräthe einer reichlichen Korn- und Heuernte sammt dem Vieh. Jetzt theilten sie die Beute, ließen sich noch Brod und Milch wohl schmecken und zogen davon.

Zeisberger, die Gemeinen und die ganze Zahl der Gläubigen konnten nur vor dem „verborgenen Gott, dem Heiland“ ihren glühenden Schmerz ausweinen. — Dester äußerte nachher Zeisberger sich über diese gnädige Bewahrung seines Lebens also: „Wäre ich zu den Geschwistern an der Mahoway gekommen, so würde ich den Feinden gerade in die Hände gelaufen sein; das wollte aber der Heiland nicht; denn ich sollte Ihm noch dienen.“

Wie Wölfe sich um Schafe her sammeln, so hatten ein andermal die feindlichen Indianer im Dicksicht des Waldes ein Feldlager errichtet, um einen andern Missionsplatz zur Mitternacht mörderisch zu überfallen; allein ein gewaltiger Regen, der mehrere Stunden anhielt, mußte diese wehrlosen Schafe Christi schützen und den Mordplan vereiteln. —

Die Kriegsunruhen begränzten die Wirksamkeit Zeisbergers auf die sechs bestehenden Missionsstellen und den Dienst in den obgenannten Brüdergemeinden. Er benutzte nun seine übrigen Stunden zur Bearbeitung einer Sprachlehre und eines Wörterbuchs der Cherokeesensprache und übersetzte die Evangelien und altdeutsche evangelische Lieder in dieselbe. Zu dieser Zeit arbeitete in einer kleinen Indianergemeine der Missionar Büttner. Von der Liebe zum Heiland und zu den Seelen, die dieser treue Knecht bewies, darf hier auch ein Zug angeführt werden. Ein getaufter Indianer, Jonathan, hatte sich wieder ins Heidenthum verlocken lassen und von der Gemeinde entfernt. Büttner, selbst fränklich, sandte Rauch diesem verlornen Schafe nach, und wenn er auch Hunderte von Stunden durch die Wildnisse gehen mußte. Als Rauch ihn endlich einholte, lockte er den Fliehenden freundlich zu sich, umarmte ihn und brachte den über solche Liebe Erstaunten und Beschämten,

als ein wiedergefundenes Schaf, froh zur kleinen Heerde zurück. Beim frühen Sterbebette und Hinscheid dieses geliebten Lehrers weinten die Indianer zahllose Thränen. Welcher Sieg ist größer und ruhmvoller, wenn ein Missionar einen ins Verderben verfallenen Sünder zum „Gefangenen Christi“ macht, oder wenn ein Feldherr Hunderte und Tausende im Krieg zu Gefangenen macht?

VI.

Ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich, der Herr, thun und sie nicht verlassen.
(Jes. 42, 16.)

Nach 6 Jahren voll Kriegsangst und Drangsalen schloß die Regierung von Pensylvanien mit den Indianern am Ohio einen Vertrag. Ein Bruder aus Bethlehem war der Vermittler. Hiermit öffnete sich wieder die Aussicht auf Ausbreitung des Evangeliums unter diesen wilden Volksstämmen. Zeisberger eilte bald mit Seidel zu den früherhin Befeierten am Susquehanna-Fluß; denn sie hatten, die Drohungen der Indianer fürchtend, die Verbindung mit den Gläubigen abgebrochen, wünschten jetzt aber wieder mit denselben sich zu vereinigen. Ja, es kam sogar eine aus 107 Personen bestehende Gesandtschaft der Mantikos und Schawanesen zu den Brüdern nach Gnadenhütten. Unter vielen Reden und Gebräuchen der Indianer wurde, an einem herrlichen Abend, auf einer Anhöhe unter freiem Himmel der Friede geschlossen. — Aber der Arge hatte, während die Leute schliefen, — in der Kriegszeit — Unkraut auf den lieblichen Acker Gottes in Gnadenhütten gesäet. Der Einfluß der weißen Kolonisten und der feindseligen Indianer hatte viele der Neubefeierten von ihren Lehrern und dem Worte Gottes abwendig gemacht und es war drauf und dran, daß sie die Gemeinde ganz verlassen und wieder in die Wälder und zum heidnischen Wesen zurückkehren wollten. Da eilte Zeisberger, begleitet von andern Brüdern, von der Ferne herbei. In einer Versammlung redete er, wie ein Vater zu Kindern, an ihr Herz, indem er sie an die von Gott so reichlich empfangene Gnade erinnerte und sie bat, dieselbe nicht von sich zu stoßen. Die Ältesten

thaten ein Gleiches. Jetzt fiel die ganze Versammlung auf die Kniee und Zeisberger empfahl sie in einem inbrünstigen Gebet und unter heißen Thränen „dem, der da mächtig ist zu bewahren, Gott und dem Wort Seiner Gnade.“ Ein heiliges Feuer ward dadurch in den Herzen der Indianer angezündet; denn sie, von Natur so stolz, bekannten öffentlich mit Abbitten vor Gott und Menschen, ihre Fehler. —

Zeisbergers Predigt und die Gottesdienste der Gemeinde machten auch auf einen Häuptling der Mahigan, der mit seiner Frau und ansehnlichem Gefolge Gnadenhütten besuchte, einen tiefen Eindruck.

Im Mai 1763 kam Zeisberger nach Machwihilung, um da einen Anfang mit der Predigt vom Gefreuzigten zu machen. Siehe da empfängt ihn ein Indianer mit den Worten: „Wir haben schon seit 6 Jahren ernstlich berathen, wie wir einen Lehrer der Wahrheit bekommen können?“ Zeisbergers Herz hüpfte freudig bei dieser Nachricht. Und wie freute seine Seele sich erst dann, als am Abend seiner Ankunft alle Einwohner des Dorfes um ihn sich versammelten und zu ihm sagten: „Wir freuen uns hoch über deine Ankunft; du bist der Mann, auf den wir schon lange warteten; du wirst uns den rechten Weg zeigen!“ — Das klingt fast wunderbar! ja, es ist ein Wunder vor unsern Augen, wie die Leute dieses Ortes sogar, durch einen berühmten heidnischen Lehrer zur Aufnahme des Verkündigers der Wahrheit, die in Christo ist, mußten vorbereitet und willig gemacht werden. Dieser Lehrer, Papunkank hieß er, hatte ihnen schon lange mit großem Eifer eine heidnische Tugendlehre gepredigt; aber er und seine Zuhörer lebten gleichwohl in abscheulichen Lastern. Da hörte er einmal in einer Brüdergemeine das Evangelium von Jesu, dem Heiland der Sünder, verkündigen, auch wohnte er einer Taufe bei. Mächtig drang ihm dieses in's Herz. Bei seiner Rückkunft rief er seine Landsleute zusammen und sprach mit großem Nachdruck: „Was ich euch bisher Gutes gelehrt habe, ist nicht der rechte Weg zum Heil. Wollen wir selig werden, so müssen wir uns nach dem Erlöser umsehen, welchen die Brüder verkündigen!“ Darum konnte Zeisberger mit um so größerer Freudigkeit diesen Leuten täglich Den verkündigen, der da ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ er

hatte da nicht nur begierige Zuhörer, sondern sie nahmen auch das Wort gläubig an, insonderheit Papunhank. Dieser angesehene, stolze, ehrgeizige Mann bekannte dem Missionar seine Sünden, und legte bei seiner Taufe, (er war der Erstling, den Zeisberger an diesem Ort taufte), ein so feierliches Bekenntniß seines Glaubens an Christum ab, daß die ganze Versammlung davon durch und durch ergriffen wurde. Allgemein offenbarte sich an diesem Orte in der Bekehrung der Indianer die seligmachende Kraft des Evangeliums. Herrlich sah Zeisberger die Verheißung erfüllt: „Ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich thun und sie nicht verlassen.“ Jetzt mußte er, als Lehrer bleibend, da wohnen. Papunhank, der nun Johannes hieß, war und blieb sein treuer Freund und auf den gefährvollen Wanderungen durch die Wildnisse ein verständiger, erfahrener Gefährte.

Zeisberger mußte jedoch bald wieder auf's Neue durch Finsterniß und das Höckerichte wandeln; doch machte der Herr die Finsterniß licht und das Höckerichte zur geebneten Bahn. Die weißen Kolonisten am Ohio hezten die heidnischen Indianer gegen die Gläubigen auf. Ihre Dörfer wurden niedergebrannt und sie flohen nach Bethlehem. Allein auch die Gemeinde von Bethlehem mußte selbst, sammt den Indianern, nach Philadelphia fliehen. In dem dort für die Verfolgten eigens errichteten Feldlager endeten Viele in kindlicher Ergebenheit ihr kummervolles Wanderleben. Nach einiger Zeit konnten die noch Lebenden wieder an die fernen Ufer der Susquehanna ziehen, um eine friedliche Wohnstätte aufzusuchen. Zeisberger führte, wie ein Moses, sein gläubiges Völklein durch die Wüsten. Ein Tag um den andern hatte sein Glaube und seine Beharrlichkeit neue Prüfungen zu bestehen, und Tag und Nacht waltete die Macht und Treue des Herrn, der „die, um der Gerechtigkeit willen Verfolgten selig preist,“ über ihnen. Fünf Wochen dauerte diese beschwerliche Wanderung, von einem Bergrücken ging es zum andern, von einem wilden Waldstrom zum andern; dann durch die ungebahnte Wildniß, oft auch durch lange tiefe Sümpfe. Um den feindlichen Indianern auszuweichen, mußten sie große Umwege machen; stürmisches Wetter und Schneegeköber erschwerten den Zug noch mehr.

Bälber waren ihr Nachtquartier, und des Tages mußten sie durch das Dickicht derselben oft Stunden weit mit Aerten den Weg bahnen, oder an andern Orten Bäume fällen und sie als Stege über wilde Waldbäche legen. Einmal riß ihnen der wilde Strom 27 Bäume wieder fort, und nun mußten sie einen großen Baum zu einem Canoe aushöhlen, in dem Menschen, Thiere und Sachen höchst mühsam über den Strom geschafft wurden. — Eines Tages wurde jeder Familie auch die letzte Portion Lebensmittel zugetheilt; Mütter, Kinder, Greise, Niemand sahe, wo und wie für den folgenden Tag Nahrung zu finden sei. Zeisbergers Glaube verwies sie auf des Heilands Wort: "Sorget nicht für den andern Morgen." —

Vom mühsamen Weg erschöpft, hatten sich eines Abends die Pilgrimme schlafen gelegt; da gerieth, man weiß nicht wodurch, der ganze Wald um sie her in Flammen. Alle erwachten auf einmal von dem schrecklichen Feuer, in dessen Mitte sie sich befanden. Aber wohin fliehen? alle Bäume ringsum loderten mit fürchterlichem Geprassel — und die dichtesten Rauchwolken hinderten sie einander zu sehen oder einen Ausweg zu finden. Um und um war Verwirrung und drohender elender Tod! Die Kranken und Alten hatten kaum Kräfte, den Flammen, die schnell mit reißender Wuth sie verfolgten, zu entinnen. Einzelne wurden von den herabfallenden brennenden Aesten verletzt, — aber Niemand küßte das Leben ein. Der Waldbrand dauerte bis zum folgenden Tag. Dann kehrten sie zu ihrem Feldlager zurück, um ihre in der Flucht zurückgelassenen Geräthschaften und Sachen zu suchen; ein großer Theil derselben aber war zu Grunde gegangen. Zu ihrer großen Freude fanden sie da wilde Kartoffeln, die im nagenden Hunger ihnen süß schmeckten. Viele Erwachsene und die um Nahrung schreienden Kinder saugten den Saft aus den abgeschälten Rinden der Kastanienbäume. Manche vollendeten dort ihren Lauf. Wo bleibt nun die Verheißung; "Ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht und das Höckerichte zur Ebene machen. Solches will ich, der Herr, thun, und sie nicht verlassen"? Eben unter diesen mühseligen Umständen ward sie erfüllt, diese Gnadenverheißung; lassen wir die armen Pilger uns selbst es erzählen. Sie zeugen davon also: "Alle diese Trübsale waren bald vergessen, wenn wir in den

Versammlungen, — die unser lieber Lehrer Zeisberger alle Abende unter freiem Himmel, um ein großes Feuer her, uns hielte, die Nähe des Heilandes so lieblich empfinden durften. Das Auge unsers unsichtbaren Freundes war da stets offen über uns, und wir sprachen unter- und miteinander voll Freude von Seiner großen Liebe und Barmherzigkeit.“ — Auch in jeder andern Hinsicht wurde die tröstliche Verheißung des Wahrhaftigen erfüllt. Mitten in dieser Wildniß richteten sie ihre Waldhütten auf, dann auch für den lieben Lehrer ein Blockhaus und ein Versammlungshaus. Bald erstand hier unter Zeisbergers Leitung ein schönes Dorf nach europäischer Art, in der Mitte ein niedliches Kirchlein mit einem Glockenthürmchen; um jedes Haus herum war ein Garten angelegt. Die einsame Wüste wurde durch Fleiß und Gottes Segen zum blühenden Lustgesilde, zu einem Garten Gottes. Der Ort bekam den Namen Friedenshütten. Um die Erzeugnisse ihres Bodens auf dem Flusse auch in entferntere Orte zu bringen, baute jede Familie ein eignes Boot. Das ganze Dörflein glich einem Bienenhause, so emsig ging Alles zu. Jeder kannte sein Geschäft und verrichtete es mit Freuden. Es zeugt in der That von Unkenntniß in der Weltgeschichte oder von Unverstand und Uebelwollen, wenn man dem Evangelium und der evangelischen Mission das Verdienst absprechen will, allein einen wahrhaft fördernden Einfluß auf Ackerbau, bildenden Menschenverkehr, auf jede wohlthätige Hebung und Beredlung der Völker und der Erzeugnisse der Erde ausgeübt zu haben.

In Friedenshütten schlug auch der liebe Papunkank seine Wohnung auf; es kamen dahin Besuchende aus allen Indianergebieten. Ueber dieses Stromgebiet übte damals, im Namen der „sechs Nationen,“ der Cajuga-Häuptling das Herrschaftsrecht aus. Er und der große Rath der sechs Nationen wünschte aber: die Gemeine möchte ihre Niederlassung an den Cajuga-See verpflanzen, wo der Boden nicht mit Kriegsblut befleckt sei. Um diesen gewaltigen Häuptling von seinem Begehren abzubringen, reiste Zeisberger nebst vier Abgeordneten und mit einem Wampungürtel*) zu ihm.

*) Ein Wampungürtel besteht aus Meermuscheln, die an einer Schnur geschickt angebracht sind. Die Farbenmischung zeigt Freundschaft oder Haß, Frieden oder Krieg an. Er vertritt die Stelle einer wichtigen, schriftlichen Depesche.

Er nahm sie zwar unter sein Dach auf, sprach aber mit einer solchen Verachtung von den Brüdern und ihrer Missionsarbeit, daß den Abgeordneten der Muth entfiel, ihr Anliegen vor dem Rathfeuer vorzubringen. Nur Zeisberger blieb getrost und sagte: „Gott wird auch bei dieser Versammlung gegenwärtig sein!“ Zeisberger hatte auf eine äußere Berechtigung in dieser Angelegenheit ein festes und entscheidendes Wort mit zu sprechen; denn merkwürdiger Weise hatte ihn kurz vorher einer der angesehensten Delawaren-Häuptlinge an Kindesstatt aufgenommen. In dieser Eigenschaft, als Genosse ihres Stammes und mit ihnen gleichen Ranges, konnte und durfte er stimmberechtigt in der Rathversammlung auftreten. — Er that dies, und sprach in der Cajuga-Mundart so klar und hinreißend, daß die Bitte: in Friedenschütten bleiben zu dürfen, mit Freuden genehmigt, ja, ihnen sogar noch mehr Land, als sie verlangten, abgetreten wurde. Bald aber wurde diese Freude getrübt durch die Nachricht: der Cajuga-Häuptling habe wegen seiner Bewilligung einen scharfen Verweis von den Cherokese-Häuptlingen erhalten. Zeisberger war also genöthigt, selbst nach Onondago zu reisen. Bei seiner Ankunft im Gebiet seiner ersten Missionsfreuden und Leiden sammelte sich das Volk mit sichtbarer Freude um den alten Freund. Der stolze, kaltherzige, treulose Cherokese drückte ihm als Bruder freundlich die Hand. — Am folgenden Tag setzten sich die wilden Kriegsobersten, von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, um das große Rathfeuer; Zeisberger trat, als Delaware gekleidet, in die Versammlung, in welcher ehemals so oft seine Rede mit gespannter Aufmerksamkeit angehört wurde. Als Apostel Christi malte er ihnen mit warmen Herzen die Arbeit der Brüder und deren Absicht, so wie den künftigen Zustand der Indianergemeinden vor Augen — und als naturalisirter Indianer-Häuptling (so wie als Missionar) berief er sich auf ihre frühere Freundschaft und forderte sie auf, jetzt bestimmt zu erklären: „Ob sie die Bewilligung des Cajuga-Häuptlings genehmigen wollten oder nicht.“ — Er mußte noch auf viele Fragen über die neue Niederlassung antworten, worauf ihm der Bescheid gegeben wurde: „Man könne nicht so rasch eine Antwort ertheilen!“ — Erst nach einigen Wochen sehnlichen Harrens erfolgte völlige Genehmigung. Zeisberger

eilte voll Dank gegen Gott mit der Freudenbotschaft nach Friedenshütten. Dieses blühte immer schöner auf und zog viele Indianer herbei, die über diesen Garten Gottes in der Wüste in Bewunderung geriethen. Zeisberger hatte nun auch die Freude, hier den Erstling aus der Nantikoks-Nation zu taufen. Helle leuchtete das Licht des Wortes Gottes an dieser Stätte, und man sahe mit Augen die Erfüllung des Wortes: „Ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich thun und sie nicht verlassen.“ —

VII.

Siehe, ich habe dich zum scharfen neuen Dreschwagen gemacht, daß du sollst Berge zerdreschen und zermahlen, und die Hügel wie Spreu machen. Du aber wirst fröhlich sein im Herrn, und dich rühmen des Heiligen in Israel. (Jes. 41, 15. 16.)

Dieses Wort des Herrn sehen wir nun in den neuen Siegen, die Zeisberger über die Bollwerke des wildesten Heidenthums errungen hat, und in den erfreulichsten That-sachen herrlich erfüllt. Er war in ganz besonderm Sinn ein solches Werkzeug in des Herrn Hand. Auf erhaltene Nachricht: die Indianer am obern Ohio wünschten das Evangelium zu hören, reiste Zeisberger mit Papunhanf und dem Indianer Anton dahin. Der Weg führte sie über die große, mit Urwäldern bedeckte Hochebene Nordamerika's, die von den Quellen der größten Flüsse durchströmt ist. Im hohen Grase sahe man einen Reiter auf dem Pferd nicht mehr. Am Morgen wurden sie vom Thau ganz durchnäßt und des Nachts schliefen sie in wollene Decken gehüllt unter freiem Himmel. Oft floß der Regen in Strömen herab. Mit immer größern Anstrengungen mußten sie sich durch das ungeheure Dickicht der ungebahnten Wildnisse hindurch arbeiten. Tief im Herzen des Waldes fanden sie eine Indianerhütte, in der ein von viel harten Unfällen geschlagener Jäger mit seiner Familie in zurückgezogener Einsamkeit lebte. Da übernachteten sie. Am folgenden Tage kamen sie in ein Dorf der Senaker. Hier war der Anblick von Menschen und sogar eines weißen Mannes so etwas Seltsames, daß so reich ein Indianer sich auf ein Pferd schwang und in

ein 12 Stunden entferntes Dorf eilte, um dem Häuptling der Senafer die wunderbare Erscheinung kund zu thun. Als Zeisberger darauf selbst zu ihm kam, wurde er unfreundlich empfangen; doch gewann er durch ein festes und mildes Benehmen sein Herz so, daß sie bewirthet wurden. Nach mehrstündiger Unterhaltung mit Zeisberger erklärte ihm der Häuptling: „Er habe ihn für einen Spion der weißen Leute gehalten, darum Anfangs so hart mit ihm geredet; nun er aber von der Güte seines Vorhabens überzeugt sei, wolle er ihn an der Reise nach Goshgoshunk nicht hindern. Indeß, sagte er, wenn das wahr ist, was du lehrst, daß der Schöpfer Himmels und der Erde vom Himmel auf die Erde gekommen ist, ein Mensch geworden und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute; diesen allein hat Gott die Schrift gegeben; die Indianer können sie nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie. Auch warnte er ihn ängstlich vor dem Volk in Goshgoshunk, denn an Bosheit und Mordsucht sei seines gleichen nicht zu finden.“ — Zeisberger antwortete: „Wenn diese Leute so schlecht sind, so haben sie die Freudenbotschaft von ihrem Erlöser um so nöthiger, und ich fürchte mich in keinem Fall, weil sie mir ohne Gottes Willen nichts thun können.“ — In einem andern Dorfe war große Lustbarkeit. — Zeisberger konnte darum das Wort Gottes da nicht verkündigen, aber, um nicht Verdacht zu erregen, mußte er ihrer Mahlzeit beiwohnen und seufzte in seinem Herzen, der Herr wolle ihnen doch das Herz zur Freude in Ihm zubereiten. Nach 16 Tagereisen langten sie in Goshgoshunk, einer Stadt der Delawaren, an. Da trafen sie einen Anverwandten des Papunhank, der sie in seine Hütte aufnahm. Jetzt ließ Zeisberger die Einwohner fragen: Ob sie zusammenkommen und die großen Worte hören wollten, die er ihnen zu sagen habe? Neugierde zog das ganze Volk herbei. Im Dunkel der Nacht, beleuchtet vom großen Feuer, das in Mitte der Versammlung brannte, hatte die um Zeisberger her zusammengedrückte Menschenmenge, mit ihren wilden, grausamen Gesichtern und Blicken, eigentlich das Aussehen von Gespenstern, und ihre Gesichter schienen die Absicht auszudrücken, ihn als ihr Schlachtopfer hinzumorden. Seine gewaltige Ansprache aber (die Papunhank und Anton ihnen

bis in die Nacht hinein noch näher auslegten, und für deren Wahrheit diese sich selbst als lebendige Beispiele darstellten) machte Vielen große Freude und entlockte Mehrern den Ausruf: „Ja, das ist gewißlich wahr! das ist der rechte Weg zur Glückseligkeit!“ Todesstille herrschte, als Zeisberger seine Rede schloß; auf den wilden Angesichtern lag sichtbar der Ausdruck einer geheimen höhern Macht, gegen die sie vergeblich kämpften. Zeisberger bekennt selbst: „Nie habe ich bisher je im Indianerlande einen solchen Ausdruck von Höllenfinsterniß, und eine solche weltbezwingende Kraft des Wortes Gottes auf den Gesichtern gelesen, wie an diesem Orte!“ Außer dem Kreise der Männer hatte auch das weibliche Geschlecht, alt und jung, zugehört; und o, welch' ein süßer Bonnecklang war es ihren Ohren und Herzen, als der weiße Fremdling mit der hinreißendsten Beredtsamkeit auch den Werth ihrer unsterblichen Seelen schilderte, und ihre ewige Bestimmung derjenigen des stolzesten Kriegers im Stamme gleich stellte! — Auch ein Indianerprediger, der öffentlich mit Zeisberger disputirte, bekannte endlich seine Armuth und Unwissenheit in geistlichen Dingen. — Zeisberger rügte nun auch erst die Gewohnheit: Gefangene grausam zu martern, und mit einer ächt satanischen Kunst ihre Todesangst und Leiden zu verlängern; darum erheben sich auch bald Widersacher gegen ihn. Beim Anblick solcher höllischen Gräuel, bei der Ermordung von Menschen blutete oft das Herz des Friedensboten; dann eilte er in seine Hütte, fiel auf seine Kniee und flehte inbrünstig zum Herrn um die Befehrung dieser blutdürstigen Wilden; denn unter ihnen herrschte der „Mörder von Anfang“ uneingeschränkt. — Obschon Zeisberger nach einiger Zeit, die er in großer Bekümmerniß hier zugebracht hatte, wieder nach Friedenshütten zurückkehren mußte, so verließ er diese Gräuelstätte mit dem festen Entschluß seiner Seele: hier, an dieser Stätte des Jammers und Todes, sich bleibend niederzulassen, um mit der Hülfe seines allmächtigen Heilandes Seelen der Gewalt der Finsterniß und des Satans zu entreißen. Und der Herr hatte ihn ja zum neuen scharfen Dreschwagen gemacht, der Berge der Hölle und des Heidenthums zermalmern sollte.

Im Frühling des folgenden Jahrs trat Zeisberger, begleitet von einigen Mitarbeitern und ein paar bekehrten

Indianerfamilien die große Reise nach Goshgoshunk an, um an diesem Orte der Todeschatten eine Missionsstätte anzulegen. So viel möglich machte man die Reise auf dem Susquehannafluß aufwärts. Unterwegs widersehten sich etwa 20 Häuptlinge ihrer Weiterreise, weil sie dazu nicht um Erlaubniß bei dem Rathsf Feuer zu Onondago angehalten hätten. Endlich gaben sie auf Zeisbergers Vorstellungen die Reise zu.

Wunderbar wurde die ganze Gesellschaft einmal aus einer großen Todesgefahr errettet. Es hatte ein freundlicher Gastwirth, der einzige Weiße in Wajomik, der Krämer Dagen, ihnen neben einem Pulvermagazin ein Nachtlager von Stroh und Heu zubereitet; wegen des nahen Pulvers empfahl er nicht allein, daß Niemand Taback rauche, sondern er stellte das Licht im äußern Zimmer hin und ließ nur die Thüre offen, daß die Gäste sehen könnten. Allein einer der Mitreisenden verband noch seine verwundeten Füße bei einem Licht und schlief vor Ermattung ein, ohne das Licht auszulöschen. Am Morgen nahm Zeisberger seinen Freund Hefewälder in das Gebüsch; da zog er das ausgelöschte Licht aus der Tasche, sagend: „Hätte unser Herr uns in dieser Nacht nicht bewacht, so wären wir alle mit einander in die Luft geflogen. Ich war müde und im ersten Schlaf; auf einmal fühlte ich einen Stoß, als weckte mich Jemand mit Gewalt; ich fuhr auf und siehe! das Licht war so weit herabgebrannt, daß es eben in diesem Augenblick das Stroh entzünden wollte!“ — Wiederholt wurden sie auf der fünfwöchigen Reise durch den Rauch brennender Wälder schier erstickt; öfter naheten sich Wölfe ihrem Nachtlager so zudringlich, daß sie mit brennenden Holzstücken weggejagt werden mußten.

In Goshgoshunk wurden sie von den Meisten mit Freuden empfangen. Zeisberger predigte jetzt dem wilden Volke alle Tage, und hielt mit seinen Gehülfsen und den mitgekommenen christlichen Indianern öffentliche Morgen- und Abendandachten mit Gesang. — Bald drangen jedoch die Gerüchte von dem schlechten Betragen so vieler Weißen in diese Gegend; auch verbreitete sich die Furcht, man wolle diejenigen, welche die Predigten anhörten, zu Sklaven machen. Alte Weiber liefen in den Dörfern herum, laut klagend: „Seitdem die Indianer glauben, was der weiße Mann sage, fehle das Brot; das Korn werde von Würmern

zerfressen; alles Wild fliehe aus dem Lande; die Kastanien und Heidelbeeren werden nicht mehr reif 2c.“ Die Zauberer verlangten Opfer, um den Zorn des großen Geistes, wegen der Anwesenheit des Predigers, zu stillen. Auch von Ferne her wurden die Häuptlinge mit abergläubigen Drohungen dermaßen aufgehezt, — daß man die Gläubigen gerne zu Tode gesteinigt hätte; ja, zwei Indianer machten sogar ein Bündniß zur Ermordung Zeisbergers. Eines Abends spät kommen Einige zu den Brüdern, wagten indeß es nicht, sie anzugreifen. Unter solchen Gefahren erbauten die Missionarien auf der Höhe, außer Goschgoschünk, das aus drei Dörfern bestand, ein kleines Blockhaus und später ein Winterhaus, in das sie mit den getauften Indianern zogen. Keinen Schritt wagten diese unbewaffnet zu gehen. — Die Nächte wurden mit ängstlichem Wachen durchgebracht; denn sie wußten, daß der Tomahawk (die Mordkeule) nach ihrem Blut lechze. — So düster dies Leben war, so sehr wurde es ihnen durch die Tröstungen der Gnade Gottes versüßt, und in der nächtlichen Todesstille, umlagert von den Schrecknissen des grausamsten Todes, kniete Zeisberger mit den Neubekehrten um das Todesmahl des Lebensfürsten und sie genossen in seliger Versicherung Seiner Nähe das Mahl Seiner unvergänglichen Liebe, „die stärker ist als der Tod.“ Ihm, dem lebendigen Hirten, ertönte aus ihrem Munde das innigste Loblied für das Glück, Seine Schafe zu sein, die Er mit Seinem theuren Blute erkaufte hatte! — Keine Gefahr beugte Zeisbergers Glaubensmuth; er ließ nicht ab, diesem Volke das Wort des Lebens zu verkündigen. Seine Predigt war von heißem Thränengebet um eine Ausgießung des heiligen Geistes begleitet.

Ob schon die Berge sich noch nicht sogleich zermalmen ließen, so zeigte es sich doch bald, daß der Dreschwagen Gottes schon eine zermalmende Kraft ausgeübt hatte. Die Mehrheit der Einwohner widersezte sich mit aller Macht des Widerstrebens dem Evangelium; die glaubenskräftige Minderheit hingegen erklärte: „Lieber wollten sie auswandern als vom seligen Christenglauben scheiden!“ An ihrer Spitze stand ein merkwürdiger Mann, nämlich ein Greis von 120 Jahren; es war der Häuptling Allmevi. Erst in diesem hohen Alter wurde sein stolzes, hartes Herz vom Worte Gottes zermalmt, das Zeisberger verkündigte. Der alte Kriegsheld krümmte

sich und zitterte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, als das Wort vom Kreuz auf sein Herz traf — und er legte sich Christo dem Gefreuzigten zu Füßen, besiegt von Seiner Sünderliebe. Nach seiner Taufe lebte der Greis auch körperlich neu auf. Er konnte in seiner wilden Sprache nicht Worte genug finden, um ein lebendiges Zeugniß abzulegen, wie sich Seele und Leib belebt fühlten von der Seligkeit und dem Frieden in Christo Jesu! —

Bei dem steigenden Groll und Drohen der Widerwärtigen, und weil nun doch der Handel mit Rumm und gebrannten Wassern gestattet wurde, — entschlossen sich die Missionare, mit den Gläubigen auszuwandern. Die Häuptlinge der Senaka's widersehten sich dem Vorhaben und verboten es durch einen schwarzen Wampun. Der unerschrockene Zeisberger aber beharrte auf dem Entschluß; er legte vor ihnen noch ein letztes, muthiges Zeugniß von Christo ab. Jetzt bestiegen die Lehrer mit dem Häuflein der Gläubigen die Boote, die sie selbst gemacht hatten; das feindselige Volk stand in Schaaren am Ufer, aber ohne daß eine Hand sich erheben durfte, reisten jene stromabwärts an einen neuen einsamen Ort. —

Der Fürst dieser Welt legte es nun auch darauf an, die blühende Gemeinde Friedenshütten, wohin sich immer mehr gläubig gewordene Indianer aus der Wildniß umher sammelten, zu zerstören. Er weckte die Heiden zu der treulosen Handlung: daß den Brüdern früher förmlich abgetretene, und von ihnen so schön angebaute Land hinter ihrem Rücken an die englische Regierung zu verkaufen. Als Entschädigung sandten sie den Missionaren höhnisch zwei spanische Thaler für so viel angebautes Land und für die schönen, neugebauten Ortschaften! Dieses Unglück brachte große Entmuthigung unter die Befehrten. Zeisberger hatte auch außerdem sammt seinem Häuflein auf der neuen Missionärsniederlassung mit einem unbebauten Boden, mit Hungersnoth, mit Verfolgungen und viel andern Trübsalen zu kämpfen. Doch sein Glaube überwand in Allem weit! Obschon heidnische Lehrer sich mühten, alles Volk gegen die Predigt des Evangeliums aufzuwiegeln und zu erbittern, dennoch mehrte sich die Zahl der Hörer des Wortes immerfort; es kamen selbst von dem verwilderten Goshgoshunk Viele herzu.

In Folge der Befehdung eines andern Häuptlings wurde in Goshgoshunk der Beschluß gefaßt: „Es solle Jedermann frei stehen, das Evangelium anzunehmen!“

O, wie wurde Zeisbergers Seele zu Dank und Freude in Seinem Herrn gestimmt, da solche Berge zermalmte und solche Hügel wie Spreu wurden! Und wie erweiterte sich in göttlicher Lust sein Herz, als er nun mehrere Indianer als Erstlinge dieser Gegend taufen durfte! Da ward er auf's Neue „fröhlich im Herrn, und rühmte sich des Heiligen in Israel.“ —

VIII.

Hebe deine Augen auf umher und siehe! es werden auch gebüdt zu dir kommen, die dich unterdrückt und die dich gelästert haben. Siehe, diese werden versammelt zu dir kommen, und du sollst mit diesen, wie mit einem Brautschmuck angethan werden, spricht der Herr!

(Jes. 40, 18. 60, 14.)

Die Erfüllung dieser Verheißung zeigte sich schon in dem, was am Schluß des vorigen Abschnitts erzählt ist, sehen wir nun im Fernern noch die lieblichste Verwirklichung.

In die neue Niederlassung kam zu Zeisberger auch der berühmte Häuptling Glithikan; ein Mann, dessen Beredsamkeit das Volk gewaltsam hinriß. Er kam aber in der bösen Absicht, den unter den Heiden selbst geachteten und berühmt gewordenen Zeisberger und die Predigt des Evangeliums für immer zu Schanden zu machen. Arglistig lauerte er auf Zeisbergers Predigt, um in dieser Lehre eine schwache Seite zu entdecken. Allein Zeisberger mußte auch für diesen Indianerberg ein Dreschwagen werden, der ihn zermalmte. Die mächtige Kraft des Evangeliums überwand diesen Starken und er wurde für den Herrn gewonnen. Dieses Ereigniß führte den vorerwähnten unerwarteten Entscheid in Goshgoshunk herbei. Hierauf schickten die stolzen Häuptlinge von da eine Botschaft an Zeisberger: ihn um Vergessen der Beleidigungen zu bitten, und ihn ihrer aufrichtigen Freundschaft zu versichern! —

Wegen des obenerwähnten treulosen Landverkaufs entstand zwischen den Cherokesen und den sechs Nationen ein Streit. Die Erstern schnitten den Gefangenen die Finger ab, weil sie

den Schwur nicht gehalten hatten. Beim Ausbruch dieser Feindseligkeiten lud der neubefehrte Olithikan den lieben Zeisberger ein, mit den gläubigen Indianern in sein sicheres Gebiet, tiefer in die Wildniß, zu kommen, um fern vom Getümmel und den Gefahren des Krieges zu sein. Zeisberger folgte der Einladung. Auf 16 Booten fuhren sie den Ohio hinauf. Einige Boote waren mit stark bewaffneten Indianern besetzt, zum Schutze der Lehrer, der Frauen und Kinder. In der tiefsten Stille dieser Einöden ertönten in der Delawaresprache köstliche altdeutsche Glaubenslieder. Als die Karawane zu den hohen Wasserfällen kam, mußten sie von da weg ihre Geräthschaften mit größter Anstrengung, 8 Stunden oberhalb der Mündung des Biberflusses, hinschleppen. Hier, wo sie sich niederließen, entstand bald ein niedliches Dörflein, Friedensstadt benannt. Und sogar in diese ferne Wildniß kam das gefürchtete Volk von Goshgoshunk, um aus dem Munde des geliebten Zeisbergers das gute Wort Gottes zu hören! Der brüllende Löwe aus dem Abgrund wollte diese kleine Heerde verschlingen; er hatte die Ureinwohner dieser Gegend zu wildem Groll über die neue Missionsstätte entflammt; eben sollte ihre Wuth über dieselbe losbrechen, — aber der Stärkere bändigte sie wunderbar. Es wüthete unter dem Delawarenvolk eine mörderische Seuche, und die Schrecknisse derselben bewogen die Häuptlinge und das Volk zu dem merkwürdigen Beschluß: „Man wolle dem Uebel durch Annahme des Christenthums steuern; deswegen sollten die Missionare nicht bloß überall im Lande geduldet, sondern sie sollten als Glieder ihrer Familie aufgenommen sein.“ — Darauf hin wurden feste Häuser und eine geräumige Kirche gebaut; ein Missionar kam mit seiner Frau als eigner Lehrer und Pfleger der Gemeinde dahin.

Jetzt konnte Zeisberger wieder um so freier seine große Lebensaufgabe verfolgen: Das Panier des Gefreuzigten unter den Heiden aufzurichten! Mit demselben drang er als Vorposten in den verschiedensten Richtungen in die Festungen des Heidenthums ein; er machte kühne Einfälle in das verschanzte Lager des Feindes Christi; wo der Kampf am heißesten war, da war er der Vorkämpfer, und siehe, die ihn unterdrückt und gelästert hatten, sammelten sich um ihn. —

Im Jahr 1771 lud ihn der Fürst der Delawaren, ein ausgezeichnete Mann, desgleichen auch die andern Häuptlinge, zu einem Besuch in ihrem Lande freundlich ein. Obschon der Weg volle 100 Stunde weit, durch Wildnisse und über Schneegebirge mühsam und gefährvoll war, dem treuen Knecht Christi war es eine Lustreise! Die Delawaren erneuerten jetzt ihre dringende Einladung zu einer Niederlassung in ihrem Lande. Zeisberger versprach es und kam im folgenden Jahre mit fünf bekehrten Indianern dahin. Ein üppig fruchtbarer Landstrich in einer malerisch schönen Gegend am Erie-See und den Ufern des Muskingum, wurde ihm als bleibendes Besizthum abgetreten. Die Häuptlinge mahnten die Indianer zu friedlichem Verhalten gegen Zeisberger und die Neubefehrten. Da erstand der liebliche Ort Schönbrunn, mit Kirche und Schulhaus. Zeisberger schrieb, wie in andern Indianer-Mundarten, so auch hier die Schulbücher und übersehten Theile der heiligen Schrift und Lieder in dieselbe.

Die neu gesammelte Indianergemeine nahm als ihr bürgerliches und kirchliches Gesetz eine auf das Evangelium gegründete Orts-, Haus- und Familien-Ordnung an. Bald konnte schon wieder in einiger Entfernung eine neue Missionsstätte angelegt werden. In diese, sie hieß Gnadenhütten, wanderten viele Indianer ein. Hiermit war denn der streitbare Held mit dem Banner des Kreuzes wieder um 100 Stunden tiefer in Amerika's Wildniß eingedrungen, und mit großem Nachdruck rief er in diese Wüsteneien hinein: „das Reich Gottes ist nahe gekommen. Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Und „der Herr that täglich hinzu zur Gemeinde, die da selig wurden.“ In Schönbrunn mußte die geräumige Kirche bald erweitert werden. Diese Gemeinen waren gleich „Städten auf Bergen,“ die in die Augen fallen. Die bekehrten Gemeindeglieder „leuchteten als Lichter unter dem verkehrten und ungeschlachten Geschlecht“ der Indianer und der Weißen, denn sie „wandelten würdiglich dem Evangelium.“ — Unter den benachbarten wilden Schawanesen machte Zeisberger auch öftere Besuche und streute den Samen des Wortes Gottes daselbst aus.

Nach einigen Jahren wurde ihm eine Freude eigner Art zu Theil. Die Häuptlinge von Goschgoschüf richteten an ihn die Bitte, in der Nähe dieses, ehemals so verrufenen

Ortes, einen Missionsort anzulegen. Mit seinem treuen Gehülfen Hefewälder und acht gläubigen Indianerfamilien zog Zeisberger an diesen Heerd der Finsterniß, da erbauten sie Lichtenau. Hier war der Sammelplatz für die Wilden der entferntesten Landestheile. In kurzer Zeit wuchs die Zahl der Befebrten. Ihnen schloß sich bald an der alte Metawatwis, der oberste einflußreichste Häuptling, sammt seiner ganzen Familie. Dieser Häuptling war ein ruhiger, tiefer Denker und stand in öfterm Umgang mit Zeisberger. Dieser kluge Knecht des Herrn vermied es aber, durch glühende Anreden das Gemüth des alten Mannes zur Liebe Christi hinzureißen, sondern mit kluger Rücksicht und Würde legte er ihm die Herrlichkeit und den Segen des Evangeliums ans Herz. Zuerst wurde das Herz seines Neffen gewonnen; dieser, wegen seines schlechten Lebens von seinem Großvater fortgeschickt, mit dem Befehl, ihm nie mehr unter die Augen zu kommen, — wurde vom Evangelium überwunden, er glaubte und war der Erstling der zu Lichtenau Befebrten, und nachher ein unerschrockener Zeuge von dem Heil, das auch den Indianern in Christo bereitet sei. Darnach erklärte sich der Häuptling auch als einen Jünger Christi mit dem demüthigen Bekenntniß: „Ach, ich habe oft vom Erlöser gehört, und doch Sein Heil so lange nicht angenommen!“ — Auch die übrigen Häuptlinge kamen zu Zeisberger und sammelten sich gebückt (demüthig) zu ihm, um das Wort vom Glauben und Erkenntniß des Heils zu lernen. Der ausgezeichnetste von ihnen war Killbuk (Weißaug), der tapferste, edelmüthigste Krieger und der verständigste Fürst; sodann der alte, aufrichtige und charakterfeste Fürst Unami. Dann schloß sich denselben, als Gläubiger, auch der Schawanesen-Häuptling Assinink mit seiner Gattin an; diese war eine Weiße und eine geborne Christin, einst von ihm in Virginien in ihrer Jugend geraubt worden. Schon vor einiger Zeit hatte Assinink mit dieser seiner Frau das berühmte Schönbunn besucht. In der Morgenandacht horchte sie voll Begeisterung dem Gesang des schönen Liedes zu, das die Indianer sangen. Als sie daselbst nach 19 Jahren wieder zum erstenmal das theure Wort des Lebens hörte, wurde ihre Seele mächtig von der Gnade Christi ergriffen; sie gedachte der schönen Zeit, da sie einst mit ihren Eltern zum Hause Gottes wallte und

rief, unter einem Strom von Thränen, in der wilden Indianermundart aus: „O, dieser Morgen ist der glücklichste meines Lebens!“ —

Wie lebte doch Zeisbergers Herz in Freude auf; wie erweiterte sich seine Hoffnung bei solchen Erfahrungen, da die Starken und Gewaltigen aus den Heiden sich um ihn sammelten, und er sie als Siegesbeute seinem Heiland durch die Taufe weihen durfte! Welche Wonne, wenn er sie so oft um sich versammelt sahe, als Brüder in Christo, und aus dem Munde der ehemals stolzen, gegen ihn so feindlich gesinnten Krieger die Worte hörte: „dein Gott soll unser Gott sein, und wohin du ziehst, gehen wir mit dir!“ Die Gräuelstätte Goschgoschüñk wandelte sich in eine Stadt Gottes um, in welcher statt des frühern Mordgeistes, der lebendig machende Geist Gottes mächtig waltete; durch geistigen und irdischen Wohlstand blühte sie immer schöner auf. Froh und unermüdet thätig wandelte der Knecht des Herrn in dieser himmlischen Pflanzung, so wie unter den entferntern Neubekehrten umher; hier als treuer Wächter und Pfleger, dort, unter den Heiden neue Saatsfelder mit unvergänglichem Samen anzupflanzen. — Er genoß unter den Indianern das Ansehen eines Fürsten und die anhänglichste Liebe eines Vaters.

In Sprache, Lebensweise und Sitten war er ganz der Ihrige geworden. In den Indianerkünsten besaß er eine ausgezeichnete Geschicklichkeit, — in der Jagd der Bären, der Panther und des Elenthiers; im Behandeln der Waffen, in Gewandtheit im Kämpfen stand er keinem indianischen Jäger, noch Krieger nach. Im Bau von Häusern und Booten, im Urbarmachen der Wüsteneien und in geschickter Bebauung des Bodens, in rastloser Thätigkeit bei Tag und Nacht, in christlicher Gottseligkeit, Genügsamkeit und patriarchalischer Sitteneinfalt war er der Erste unter Allen, ein mächtig nachziehendes Vorbild für Alle. Er war die Seele des Ganzen. Des Tages: Reisen und Jagd, Nachsehen überall und Leitung der Arbeiten, Schulbesuche, Hausbesuche, Unterricht und Predigten, Rath, Trost ertheilen denen, die täglich von nah und fern ihn anliefen, (denn es kamen 400 Stunden weit her Besuchende) Leitung sämmtlicher Gemeinden und Sorge für sie, so wie für jede einzelne im fernen Walddickicht wohnende Seele — des Nachts

dann: schriftliche Arbeiten und fortgesetzte Studien der verschiedenen Indianersprachen, das priesterliche Gebet für die Befehrten und die Unbefehrten — das waren die unausgesetzten Beschäftigungen dieses Apostels der Indianer! — Ihm waren aber auch von Gott köstliche Güter verliehen: eine starke Gesundheit, ein Körper, wie von Eisen, ein in den größten Gefahren unerschrockener Muth, und ein durch Gnade festes Herz! Das Leben in der Wildniß hatte für ihn einen solchen Reiz, daß er es nie, auch mit der gemächlichsten Lage nicht, vertauscht hätte. — Viele baten ihn um ärztlichen Rath und Hülfe; denn seine Arzneikunde und chirurgische Gewandtheit brachte ihm großen Ruf. Indem er mit eigenen Händen dem Kranken umsonst die Arznei in den Mund gab oder seine Wunden verband, goß er mit dem Wort der Gnade Gottes zugleich Trost und Muth in die Seelen. So war er der wohlthuendste Gegensatz gegen die gewinnfüchtigen, gauklerischen Indianerärzte (deren Abschnitt II. erwähnt ist). Sie heißen Mantikoks und kriechen bisweilen mit dem Kranken in einen heißen Ofen, heulen, brüllen und grinzen den Kranken fürchterlich an und kommen nicht eher aus dem Loch heraus, bis Beide halb gebacken sind. Diese Aerzte wurden aber, weil ihr Gewinn dahin war, wüthend auf Zeisberger, sie sprachen über ihn Bannflüche aus und riefen die bösen Geister an, ihn zu tödten. Doch wagten sie es nicht, ihn persönlich anzutasten, noch geheim mit dem Gift, wodurch diese Aerzte und Zauberer so gefürchtet sind. Sie besitzen nämlich die Kunst, eine Art Gift zu bereiten, womit sie ganze Dörfer zu Grunde richten können. Sie haben Gifte, die in wenig Augenblicken oder in einigen Stunden, in 1, 2, 3 Monaten, in einem Jahr langsam und schmerzlos den sichern Tod bringen.

Die weißen Rum- und Branntweinhändler versuchten ebenfalls auf alle Art die Gläubigen zu verführen und die schönen Gemeinden zu vergiften.

Die oben beschriebene Zeit nannte Zeisberger späterhin selbst „die goldene Zeit seines Missionsdienstes.“ In der Rückerinnerung an sie schöpfte er auch in den dunkelsten Zeiten und den schwersten Umständen neuen Muth und neues Vertrauen auf den Herrn, dessen Verheißung über Bitten und Verstehen auch an ihm erfüllt wurde, indem die, welche ihn gedrückt und gelästert hatten, gebückt zu ihm sich ver-

sammelten und er mit ihnen, wie mit einem Brautschmuck angethan ward. Nie hat aber der demüthige Knecht sich in diesem Schmuck selbst gefallen, oder sich selbst die Ehre gegeben, sondern dem Herrn, der ihn gewürdigt hatte, Ihm zu dienen!

IX.

Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Blöße? oder Gefahr? oder Schwert? Wir sind geachtet wie Schlachtschafe; aber in dem Allen überwinden wir weit, um Deß willen, der uns geliebet hat. (Röm. 8, 35 — 37.)

Durch alle diese Erfahrungen mußte nun der bewährte Streiter Christi und das Häuflein der gläubigen Indianer auch noch gehen. Alles bisherige Schwere war nur ein Schatten gegen das Folgende; aber die Alles besiegende „Kraft Christi zeigte sich in den Schwachen mächtig.“ Diese Zeit der Trübsal und der Angst, der Verfolgung und Blöße, der Gefahr, da das Schwert über den wie Schlachtschafe geachteten Missionaren und den gläubigen Indianern schwebte, begann mit dem Unabhängigkeitskriege der Amerikaner gegen die Engländer, im Jahre 1774.

Anfangs stimmten die Indianer-Häuptlinge dem Rath Zeisbergers völlig bei, in diesem Kampfe neutral zu bleiben. Allein die Indianer wurden durch ausgestreute Gerüchte: die Cherokesen und andere Nationen hätten sich der englischen Parthei angeschlossen — und durch die Umtriebe englischer Agenten aus ihrer neutralen Stellung herausgelockt und ungeachtet aller Warnungen der alten Führer gewonnen, Parthei zu ergreifen. Im entscheidendsten Augenblicke wurde zugleich die wichtigste Stütze der Mission, der ehrwürdige Metawatwis, durch den Tod hinweggenommen. Er ließ noch alle Feldobersten und Räte zu seinem Sterbelager rufen, und drückte ihnen in den herzlichsten Worten seinen Wunsch aus: „daß alle Delawaren Gottes Wort annehmen und der Name Christi unter seiner Nation nie untergehen möge!“ Sie versprachen zu thun, was sie vermöchten. Hierauf bat er seinen lieben Freund Zeisberger, „ihm in seiner Todesstunde noch etwas von der Liebe Christi zu sagen.“ Dieser that es mit heiliger Inbrunst.

Unter seinem Thränen-Gebet ging der Greis im Frieden Gottes heim. Die Feldobersten standen in Todesstille um die geliebte Leiche her; — da trat der edle Weißaug, mit der Bibel in der Hand und Thränen im Auge, auf und sprach: „Freunde! laßt uns den letzten Willen unsers verblästen Fürsten befolgen! Wir wollen es unsern Jünglingen und Kindern sagen und davon reden, wenn wir im Walde jagen, oder uns vom Feinde ins Gesicht schauen lassen. Wir wollen vor unserm Gott niederknien und Ihn bitten, daß Er uns gnädig sei und uns Seinen Willen offenbare. Er wolle unsern Kindern und Kindeskindern, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß, das wir bei dieser Leiche schwuren, bekannt machen!“ Die feierlichste Beerdigung dieses Fürsten war eine allgemeine Volkstrauer. Mit düsterm, niedergesenkten Blick folgte die lange Reihe trauernder Krieger der Leiche. Auch eine große Zahl eben angelangter Cherokeeen und Huronen wandelten, jetzt alle Eifersucht vergessend, als trauernde Brüder an der Seite der Delawaren. Zeisberger ging unter den vordersten Feldobersten, in seiner Delawarestracht, nur durch sein bitterliches Weinen von ihnen unterschieden, während man in manchem wilden Gesicht der Krieger die größte Anstrengung sahe, die Thränen zurückzuhalten; denn dem Indianer ziemt es nicht, öffentlich zu weinen. Als das Einsenken der Hülle seines lieben Freundes von herzerreißenden Jammerklagen der Frauen begleitet wurde, und die Erde die Leiche überdeckte, ergriff eine in diesem Augenblick erschütternde Ahnung die Seele Zeisbergers: Es nahe eine schwere Zeit mitternächtlicher Finsterniß für das Missionswerk heran. Nur zu bald brach diese Unglückszeit herein. Es gelang nämlich den Umtrieben des britischen Gouverneurs zu Detroit, die nördlichen Indianerstämme zum Krieg gegen die Amerikaner zu bewegen; nun wurde alles angewendet, um auch die westlichen in diese Falle zu locken. Die einflußreichsten und mächtigsten derselben die Delawarenstämme, wollten auch im Interesse ihres Volkes dem Rath der Missionare folgen, neutral bleiben und Frieden behalten. Darob wurden die Missionare als Feinde des britischen Volkes verschrieen. Die Maßnahmen des Gouverneurs deuteten auf ihre Gefangennehmung hin. Nach Schönbrunn kam das Gerücht: „mehrere Partheien Meuchel-

mörder seien bereits auf dem Wege, um die Missionarien umzubringen;“ bald ließen sich auch solche Meuchelmörder blicken. Für Zeisberger vergrößerte sich die Gefahr noch dadurch, daß die Einwohner von Schönbrunn, wo er wohnte, nun auch in ihren politischen Ansichten gespalten waren; die Folge davon war, daß die Kriegslustigen nun auch ihr Herz vom Evangelium ab- und wieder dem Heidenthum zuwandten. Da versammelte er die Gemeinde und forderte die, welche ihrem Christenberuf getreu bleiben wollten, auf, mit ihren Lehrern wegzuziehen. Er hielt noch eine Ansprache an das Volk und schloß mit inbrünstigem Gebet. — Damit die Kirche nicht durch heidnische Gebräuche entweiht werde, ward sie nun niedergerissen. Zeisberger zog mit dem Häuflein der Getreuen nach Lichtenau. —

Es ist aus Thatsache genügend erwiesen, daß die Gefahr für die Mission und die Lehren nicht von den Indianerstämmen zunächst herkam, sondern von den Weißen, den Engländern und Amerikanern. Hiesfür nur ein paar Belege. Ein noch heidnischer Delawaren-Häuptling sprach zu den gläubigen Indianern: „Freunde und Verwandte! ich warne euch noch einmal vor dem langen Messervolk (Amerikaner); sie machen sich kein Bedenken, uns Indianern das Land zu stehlen, und ohne Ursache Männer, Weiber und Kinder auf der Jagd todt zu schießen. Habt ihr nicht im Angesicht eurer Dörfer die Fußstapfen der langen Messer entdeckt? Ich glaube das lange Messervolk wird immer dasselbe bleiben, bis sie alles Land von uns haben, bis wir entweder ausgerottet sind, oder sie uns in den großen Salzwasser-See hineingejagt haben.“ Wie wahr weissagte dieser Wilde! — Als eine Schaar Indianer-Krieger in einen Missionsort kam, stellte man sie dem Hause des Missionars gegenüber auf, und der Feldoberste redete seine Soldaten also an: „Freunde und Krieger! Ihr seid mit mir in diese Stadt der gläubigen Indianer eingetreten; höret, was ich Euch zu sagen habe: Blickt um Euch Krieger! hier sind Leute, die mit Andern im Frieden leben und sich verbunden haben, ihrem Gott zu dienen. Es sind eure Verwandten, die guten gastfreundlichen Leute. Das große Buch, aus welchem sie gelehrt werden, enthält nichts, als lauter gute Dinge. Seht auf das große Haus (er wies auf die Kirche), da versammeln

sie sich zu beten, und dort wohnt ihr Lehrer. Ihr, meine Krieger, laßt Euch jetzt dort im Schatten der Bäume nieder, wo unsere Freunde euch ein gutes Essen bereitet haben; dann könnt Ihr die Stadt besuchen. Aber ihr, junge Soldaten, laßt eure Hände im Wald zurück, damit Weiber und Kinder nicht erschrecken. Seht, welche Menge Kühe und Schweine unsere Freunde hier haben! Auch Ihr sollt Milch und Fleisch von ihnen bekommen; aber zerstört nichts, was unsern Freunden gehört, und rührt auch nicht ein kleines Hähnchen an, das auf der Gasse umherläuft!“ — So sprachen die wilden Indianer! — Die weißen Widersacher des Missionswerkes hingegen hatten sowohl diesem, als seinen Beförderern, den Untergang geschworen. Hierzu bedienten sie sich derjenigen Indianer, die sich den Engländern zum Kriege gegen die Amerikaner anschlossen. Zeisberger blieb indeß noch auf seinem gefährvollen Posten. Fromm vertraute er seinem Gott und erfuhr auch reichlich die Wunder Seiner Gnade. Einmal rückten 200 wilde Krieger unter Anführung ihres berühmten Halbkönigs in Goshgoshunk ein, um die Häuptlinge zum Kriege gegen die Amerikaner und zur Entfernung der Missionare zu zwingen, jedoch die unerwartet freundliche Bewirthung dieser unwillkommenen Gäste und die Vorstellungen der Häuptlinge in Goshgoshunk hatten den guten Erfolg, daß der Halbkönig erklärte: „sie sollten dem guten Rath ihrer Lehrer folgen.“ Also konnte Zeisberger zu Lichtenau und sein Leidensgefährte Edwards zu Gnadenhütten noch verbleiben und die Durchhülfe ihres Gottes erwarten. Lieber wollten Beide den Tod erdulden, als die Neubekehrten dem Verderben des Kriegs preisgeben. Der Krieg zog sich aber völlig in die Nähe der friedlichen Gemeinen. Der Gouverneur zu Detroit sandte durch einen Indianer einen schriftlichen Befehl: „ohne Verzug mit den bekehrten Indianern gegen die Amerikaner zu ziehen, und ihm die Scalps (die abgezogenen Kopfhäute) derselben auszuliefern!“ — Zeisberger sahe hierin die Absicht, das Missionswerk zu zerstören, und das war ihm schmerzlicher als der leibliche Tod. Der Mann Gottes warf dieses Schreiben ins Feuer und flehte inbrünstig zu Gott! Zugleich hatte noch der Gouverneur drei verurufene Spione unter die Delawaren gesandt, um sie durch falsche Gerüchte zum Kriege zu reizen, und ihre Herzen zu

einem tödtlichen Haß gegen die Missionarien und die Bekehrten zu entflammen. Allein durch den klugen Weisauß wurden diese Bösewichter entlarvt und sie mußten fliehen. Es ist (wie Oben schon bemerkt) Thatsache, daß das Heidenthum unter den Indianern längst vom Christenthum völlig verdrängt worden wäre, hätte nicht die Treulosigkeit, das schändliche Leben und die Verbrechen der sogenannten Christen einen Fels der Aergerniß aufgerichtet, an dem die armen Indianer fallen mußten — und hätten nicht die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten der Weißen die Herzen mit tödtlichem Haß gegen sie überfüllt. Denn, je herrlicher das Wachsthum der Gemeinde Jesu, sogar mitten in den Revolutionsstürmen, unter Zeisberger und seiner Gehülfen treuer Pflege gedieh, um so mehr wütheten die feindseligen Widerchristen dagegen und brüteten Pläne der Hölle aus. Abermals wurden Mordhelfer vom Gouverneur in Detroit gegen Zeisberger ausgesandt; er aber, im furchtlosesten Glauben, sein Leben stehe in Gottes Hand, ließ sich nicht hindern, hin und her zu reisen und „die Seelen der Brüder im Glauben zu stärken.“ Ja, im Namen Gottes wagte er die Reise durch einen Wald, in welchem die Mörder ihm auflauerten. Zwei gläubige, rüstige Indianer, die zu seinem Schutze ihm nacheilten, trafen ihn in demselben Augenblicke, da er aus dem Dickicht, in welchem er sich verirrt hatte, wieder auf den rechten Weg einlenkte. Hätte er sich nicht zuerst verirrt, so wäre er allein den Mördern in die Hände gekommen. Einige Stunden wandelten sie zusammen ruhig im Walde; da stürzte plötzlich der Mörder mit acht bewaffneten Indianern über die Drei her! Aber siehe, jetzt, als sie die Mordkeule über Zeisberger erhoben, traten zwei Delawarenjäger aus dem dichten Gebüsch zu Zeisbergers Rettung herbei! Obschon die Mörder die Mehrzahl waren, so flohen sie, von einem Schrecken überfallen, in den Wald zurück. — Der Engel des Herrn hatte Zeisberger abermal errettet.

In den folgenden Zeiten folgte Schlag auf Schlag gegen die Mission, und der vom innern Schmerz abgemagerte Zeisberger konnte seine blutenden Wunden nur am Herzen seines Heilandes und durch Seine Wunden heilen. Die Anstiftungen des englischen Gouverneurs brachten es so weit, daß der Rath der sechs Nationen den Indianer-

stämmen in den obern Gebieten eine Botschaft sandte, also lautend: „Wir machen Euch ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, damit ihr denselben den Garauß machet!“ — Sie wiesen aber den Antrag zurück. Vergeblich suchte Kapitän Elliot die Indianerstämme einen um den andern zur Vertilgung der Missionare und der Gemeinden zu bewegen, — endlich unternahm er selbst dies wiederholt; der Herr aber hielt den Widersacher im Zaum. —

Nun übernahm der Halbkönig der Huronen, mit Hülfe englischer Offiziere den Auftrag, die Missionsgemeinden und Lehrer aufzuheben. Im Kriegs Rath war man lange nicht einig, ob man die Missionare nur gefangen nehmen oder ermorden und scalpiren wolle; denn man besorgte kräftigen Widerstand von den Indianern für ihre geliebten Lehrer. Inzwischen hatte ein Indianer, der ein Freund der Brüder war, einem seiner Verwandten anvertraut, was den Brüdern bevorstehe. Eines Morgens früh kam ein indianischer Missions-Gehülfe zu den Brüdern und zeigte ihnen mit Thränen im Auge an: „Sie werden an diesem Tage noch überfallen werden.“ Gleichwohl ließen die Missionare zur Morgen-Versammlung läuten. Die Kirche konnte die zahlreiche Versammlung, der sich von den 300 Krieger, die im Orte einquartirt waren, viele beigefellten, nicht fassen. Nach dem Gesange redete Zeisberger über die Tagesloosung: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser,“ (Jes. 54, 8) — mit außerordentlicher Kraft und Muth, die Gläubigen zu standhafter Treue am Herrn und stiller Unterwerfung in den schwersten Trübsalen ermunternd, und erklärte im Namen aller Missionare: Sie würden sich willig und ohne Murren in ihr Schicksal und in Gottes Führung ergeben, ja, sie würden — wie sich das für jeden Gläubigen ziemte — für ihre Feinde, für das ganze sie umlagernde Kriegsvolk beten, und dies that er dann auch zum Schluß. Fast alle Anwesenden und selbst viele Krieger brachen in lautes Weinen aus. Die Glieder der Gemeinde einigten sich in inniger Liebe und jeder Gedanke an eine gewaltsame Vertheidigung ihrer Lehrer, die nur ein schreckliches Blutbad und deren Ermordung zur Folge gehabt hätte, wurde dadurch abgewendet. Denn obschon der Ort voll Krieger war, so kam des Mittags,

als die Brüder Zeisberger, Sensenmann und Hefewälder im Garten beisammen waren, ein Kapitän der Monsenys mit vier Indianern auf sie zu und fragte bei Zeisberger an: „Ob er sich allein, als zur Nation der Monsenys (einem Delawarenstamm) gehörig, und als den alleinigen Lehrer bekennen wolle?“ — Auf die Antwort der Brüder: „Wo Einer bleibt, bleiben wir Alle!“ wurden alle Drei ergriffen und gebunden ins Lager der Huronen geschleppt. Auf dem Wege dahin sprengte ein Hurone gegen die Brüder an und richtete seinen Speiß gegen Bruder Sensenmann, verfehlte ihn aber. Ein anderer ergriff sie bei den Haaren, schüttelte heftig ihnen den Kopf und sagte dann höhnisch: „Ich grüße dich, Bruder!“ Sie wurden nun in Elliots Gezelt geführt. Bei ihrem Anblick war zwar dieser Bösewicht, den sein eigener Fahnenträger „einen Schurken und Judas“ nannte, betroffen und heuchelte einige Entschuldigungen; er ließ sie aber gleichwohl in das Feldlager abführen. — Sogleich stimmten die Wilden den Todten- gesang über ihnen an. O, welche Jammernacht! ganz ent- blößt und aller Kleider beraubt, mußten die Gefangenen auf dem Boden liegen. Mit fürchterlichem Geheul zog eine Par- thie der Wilden ab, um in den Gemeinden die übrigen Familien aufzufangen und herzuschleppen. Zugleich sahen die Brüder von dieser Gefangenschaft aus, in der Ferne die Rauchsäulen und Flammen ihrer Wohnungen empor- lodern. In derselben Nacht ward, was sie in manchen Jahren mit größter Anstrengung aufgerichtet hatten, ver- wüstet; drei Gemeindeorte mit ihren freundlichen Wohnun- gen, mit ihren Kirchen und Schulen wurden in Aschenhaufen verwandelt. Die Flammen verzehrten auch die köstlichen Handschriften Zeisbergers, seine Sprachforschungen und Uebersetzungen, die Frucht seines mehr als 40jährigen Fleißes! Der ganze Wohlstand dieses gläubigen Volkes, die ganze Pflanzung der Christenliebe, dieses Paradies Gottes in der Wüste, war wie ein Traum verschwunden! — An Händen und Füßen gefesselt, die Ohren voll vom wilden Todten- gesang und im Auge die Flamme der Verwüstung, brannte in ihrer Seele der Schmerz und Kummer über das Schicksal der geliebten Ihrigen in den drei Gemeinden. Nach einigen banger Tagen wurden dieselben halb nackt und schwer miß- handelt, doch lebend von einem Haufen brüllender Krieger

hergeschleppt. Schwester S e n s e n m a n n, erst vor drei Tagen von einem Kindlein entbunden, mußte, nicht einmal gehörig gekleidet, in der Nacht mit ihrem Kindlein den Barbaren folgen. Als sie durch die Gemeinde Salem kamen, wollten die dortigen jungen Indianer um jeden Preis ihre lieben Lehrer auf freien Fuß stellen. Doch wollten sie hiefür die Zustimmung ihrer Lehrer einholen; der Rüstigste trug es Zeisberger vor mit dem Zusatz: ihnen Allen sage ihr Herz dasselbe. Doch ließen sie sich durch Erinnerung an ihre Christenpflicht und weß Geistes Kinder sie seien, von ihrem Vorhaben abmahnen, und schlossen sich dem Zuge der Auswanderer an. In kurzer Zeit wurden die Missionare mit ihren Gläubigen, auf unermüdete Verwendung der christlichen Indianer, unter der Bedingung: „daß sie mit den Indianern ihre drei Wohnorte verlassen und an einen entferntern Fluß zögen,“ wieder freigelassen. Die Stunde des Abschieds von Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem, diesen Offenbarungsstätten der Herrlichkeit Gottes, gehörten zu den schwersten Stunden, die Zeisberger erlebt hatte. Die Krone seines Lebens war von seinem Haupte gefallen; und alles Volk weinte laut beim Anblick der Verwüstung. Der äußere Verlust betrug weit über 20,000 Gulden! — Vor dem Abzuge predigte Zeisberger daselbst noch einmal, taufte noch einen bekehrten Indianer und theilte das heilige Abendmahl aus. — Obgleich jetzt alles verloren schien, Zeisbergers Glaubensmuth, sein kindliches Vertrauen zu seinem Gott wankte nicht; dieses erhielt und stärkte er in sich und Andern durch inbrünstiges Gebet. Und so konnte auch diese Trübsal, Angst, Verfolgung und Gefahr sie nicht von Gottes Liebe scheiden. — Von ihm und seinen Brüdern galten im vollsten Sinne die Worte:

Sie wandeln auf Erden, und leben im Himmel!
 Sie sind zwar ohnmächtig, und schützen die Welt.
 Sie schmecken den Frieden, bei allem Getümmel;
 Die Aermsten! sie kriegen, was ihnen gefällt.
 Sie stehen im Leiden, sie bleiben in Freuden;
 Sie scheinen verschlossen den äußeren Sinnen;
 Doch glänzet das Leben des Glaubens von Innen!

X.

Er begehret Meiner, so will ich ihm aushelfen; er kennt meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen; ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil. (Psalm 90, 14 — 16.)

Wie Zeisberger diese trostvolle Gottesverheißung bis ins höchste Alter, in hundertfachen Begegnissen als eine göttliche Wahrheit an sich und in seinem bewegten Leben, in immer neuen Prüfungen und Durchhülsen erfahren durfte, davon nur noch einige Thatsachen.

Die mühselige Wanderung der verjagten Indianer, auf einem Wege von 65 Stunden zu Wasser, durch Wälder und große Sümpfe und in fürchterlichem Regen, theilten sechs Missionare sammt Frauen und Kindern mit ihnen. Zeisberger, der Älteste, schon über 60 Jahre alt, war nicht allein der Führer des Zuges, sondern das Vorbild der ausdauernden Geduld und der unverdrossensten Hingebung in den Willen Gottes. Von den Wilden und den englischen Offizieren wurden diese wehrlosen Kinder des Friedens wie Kriegsgefangene transportirt. Nachdem sie etwa 50 Stunden weit gekommen waren, und Elliot vorher schon verschwunden war, machte sich auch der Halbkönig der Huronen mit seinen Leuten davon, ohne eine Weisung zu hinterlassen. Obschon sie nun in der pfadlosen, unbekannten Wildniß ihrem eignen Schicksal überlassen waren, so konnten sie doch, von Feinden unangefochten, ihrem Gott in dieser Einsamkeit nach Herzenslust ungestört dienen. Nach vierwöchigem Umherirren langten sie an der, ihnen angewiesenen Stätte, in einer Einöde am westlichen Ufer des Erie-See an. Aller Art Noth und Elend häufte sich wieder; dennoch sangen die noch unter freiem Himmel Wohnenden dem Herrn ihre Loblieder und erquickten sich an Seinem theuren Worte. —

Bald mußte Zeisberger sammt seinen Mitgehülfsen nach Detroit vor Gericht. Sie machten den beschwerlichen Weg durch Wildnisse und Sümpfe im Winter zu Fuß! Im ärmlichsten Zustande, hungernd und verfroren langten die Gefangenen daselbst an.

Elliot hatte den Häuptling Pipe und Andere mehr als falsche Ankläger gedungen, die Missionare als Verbrecher darzustellen. Vor dem gesammten Kriegs-Gericht

hatte Pipe zwei blutige Schädel an einem Stecken in der Hand. Doch siehe, weder er, noch einer der Anderen wagte die geringste Anklage; — ja, er übernahm sogar die Vertheidigung der Missionare in dem Grad, daß der höchst erstaunte Gouverneur Zeisberger und seine Gehülfen frei erklärte, ihre treuen Bemühungen, unter den Indianern das Christenthum zu verbreiten, belobte, ihnen seinen Schutz und Hülfe zusicherte und sie auch mit Kleidung und Anderm versorgte. Kaum war der frohe Zeisberger über die tiefen Schneefelder wieder zu seinen lieben Indianern zurückgelangt, so bestürmten neue Leiden seine Seele. Er traf die Gemeinde in der Gefahr, vor Hunger und Kälte umkommen zu müssen, deswegen entschlossen sich etwa 98 Männer, Jünglinge, Frauen und Kinder zu dem frühern Wohnorte zurückzugehen, um etwaige Kornvorräthe zu sammeln. Zugleich hatten die unermüdlichen Widersacher so schwere Klagen gegen die Missionare anhängig gemacht, daß der vielgeprüfte Zeisberger sich genöthigt sahe, den sauren Weg nach Detroit, Anfangs März 1782, abermals zu machen. Da traf noch vorher der härteste Schlag sein tief bekümmertes Herz. Es wurde ihm die schreckliche Nachricht überbracht: die gläubigen Indianer seien, als sie wieder den Rückweg von Gnadenhütten weg mit bedeutenden Kornvorräthen angetreten hätten, von einer Schaar republikanischer Freischärler (Virginier) grausam ermordet worden. Diese weißen Mörder nannten die gutmüthigen Neubefehrten, um sie zu täuschen, „Freunde und Brüder,“ und unter dem falschen Vorgeben: sie wollten vor den Wilden und gegen die Engländer, sie beschützen, — ließen sie sich von ihnen ihre Gewehre, Beile und anderen Instrumente übergeben. Nun wurden sie als Schlachtschafe gebunden und die Mehrheit der Virginier faßte den Entschluß: sie Alle hinzurichten, obschon die Minderheit die Hände rang und Gott zum Zeugen anrief, daß sie an der Vergießung des Bluts dieser unschuldigen, christlichen Indianer keinen Antheil nähmen! Beim Entscheid: ob Alle zusammen verbrannt oder scalpirt werden sollten? wurde das Scalpiren bestimmt. Begreiflich erschrafen die armen Schafe heftig über das unerwartete Todesurtheil! — doch erklärten sie: Gott dem Herrn sei ihre völlige Unschuld bekannt, — sie seien zum Tode bereit, — erbäten sich aber noch Zeit, ihre Herzen vor Gott auszuschnitten

und Ihn um Gnade anzuflehen. So verbrachten sie die letzte Nacht hienieden im Gebet, sie sprachen bis an den Morgen einander Muth zu, und ermahnten sich gegenseitig, bis ans Ende treu zu bleiben. Dann umarmten Alle einander und baten Eines das Andere um Verzeihung. Weinend fielen sie auf die Kniee, stimmten zur Ehre Gottes unsers Heilandes laut Lobgesänge an, und erwarteten so ihre Abschachtung. Lange zauderten die Mörder; mehrere Male schauderten sie mit der Mordkeule wieder vor dem ehrwürdigen Häuflein zurück, das auf wiederholte Fragen, ob sie zum Sterben bereit seien, seine getroste Zuversicht auf das Himmelreich ausdrückte. Endlich schlug einer der Bösewichte vierzehn von den Gefangenen die Schädel ein; dann sagte er zu einem Andern: „Mein Arm ist müde, mach' du fort; ich glaube, die Sache gut gemacht zu haben!“ Zwei und sechzig Erwachsene und vier und dreißig größere und kleinere Kinder wurden nacheinander scalpirt und ermordet. Die Mörder selbst zeugten: sie seien außerordentlich geduldig und mit getrostem Muth dem Tode entgegen gegangen. Nur zwei Jünglinge von 15 und 16 Jahren entrannen auf wunderbare Weise. Der Eine konnte sich unvermerkt seiner Bande entledigen und kroch durch ein Fensterloch in den Keller des Hauses, in dem diese gräßliche Mekslei vorgenommen wurde. Dem andern, Namens Thomas, hatten die Mörder ohne ihren Willen, beim Abziehen der Kopfhaut die feine Haut, die auf der Hirnschale liegt, nicht verletzt, daher kam er nach einiger Zeit wieder zu sich, hielt sich aber unter unsäglichen Schmerzen stille, als wäre er todt. Des Nachts wagte er es, an die Thüre zu kriechen und konnte unbemerkt ins Gebüsch schleichen, wo er mit dem andern Jüngling zusammentraf. Von da aus sahen sie, wie die prahlerischen Freiheitshelden die zwei Schlachthäuser sammt den Leichen in Brand steckten. — Auf diese Nachricht entflohen die gläubigen Indianer in Schönbrunn noch zu rechter Zeit.

Bald langten zwei große Boote von Detroit an, um auf Befehl des Gouverneurs sämtliche Missions-Familien dorthin zu bringen. Auf der Reise gut behandelt, langten sie wohlbehalten dort an. Indes wurde auf Elliots Anstiften die zurückgebliebene Gemeinde, die da festhielt in der Trübsal am Wort von der Geduld, zerstreut; doch hatte Zeisberger die Freude, daß auf seine Verwendung das Herz des

Gouverneurs und der Tschippewas-Häuptlinge willig ward, oberhalb Detroit, am Huronflusse Land zu einer Missionsstation zu bewilligen. Hier im schönsten, und in jeder Hinsicht ergiebigsten Lande, zwischen dem Huron-, Erie- und St. Clair-See baute der alternde Zeisberger mit den vertriebenen Brüdern Neu-Gnadenhütten auf. Das Herz des Glaubenshelden lebte auf's Neue auf, als hier eine schöne Gemeinde erblühte, und das Reich Gottes unter einem Volke sich Bahn brach, das zu den vernachlässigtesten gehörte; ein Volk, das Frösche, Insekten, Hunde und Aas genoß. Auch kam nach Detroit ein neuer freundlicher Gouverneur, John Hay, der die Mission treu unterstützte. Nun trachtete Zeisberger, in die Gegenden um den mächtigen Erie-See her das Licht des Evangeliums Jesu zu tragen. Einmal wurde er mit seinen Freunden bei einer Missionsfahrt auf eine einsame Insel des Sees verschlagen, und mehrere Wochen lang dort, durch Stürme, gefangen gehalten. Ein andermal konnte er noch mit Noth an dem berühmten Felsen vorüberfahren, an denen in einem Sturm jedes Schiff in Splitter zerschlagen wird; kaum war er in einen Fluß eingelaufen, so entstand ein heftiger Sturm. Als ihre Lebensmittel aus waren, fingen sie in einer Nacht über 300 große Fische von köstlichem Geschmack.

Der Friede zwischen England und den Amerikanern förderte das Gedeihen der Gemeinde und Zeisbergers Missionsarbeit. Aber das hohe und rauhe Klima und die Unkunde der für diesen Boden geeigneten Saamen- und Kornarten, brachte viel schwere Erfahrungen. Der Herr ließ aber das kindliche Vertrauen nicht zu Schanden werden. Im harten Winter 1784—85 bedeckte 5 Fuß hoher Schnee das Land noch ehe sie Lebensmittel hatten. Warum aber dennoch das ebenfalls eingeschneite und hungernde Vieh immer die Nase gegen das Ufer des zugefrorenen Flusses hinsteckte, konnte Niemand errathen, bis die Missionare einen auf dem Eise gejagten Hirsch öffneten, da fanden sie den Magen mit Rannenkraut angefüllt. Nun machte man für das Vieh durch den Schnee Wege bis ans Ufer; — es sprang begierig dahin und fand dort überall unterm Schnee die trefflichste Nahrung. Da auch Gewild aller Art hier seine Nahrung suchte, so gab es genug Wildpret

und die Gemeinde sammt ihrem Vieh, wurde so durch des Herrn Fürsorge bis zum Frühling wohl erhalten! —

Bald stiegen wieder trübe Wolken über dem Haupte Zeisbergers auf, aber es durchbrachen sie auch wieder die Sonnenblicke der Gnade des Herrn. Die Häuptlinge sahen die neue Ordnung der Dinge in ihrem Lande immer mißtrauischer an; sie widersetzten sich der Erweiterung von Neu-Gradenhütten und betrachteten das angebaute Land als ihr Eigenthum. Nun blieb kein anderer Weg übrig, als abermals auszuwandern, um eine neue Stätte der Niederlassung aufzusuchen. Während Zeisberger diesfalls Nachforschungen anstellte, erhielt er die willkommenste Nachricht, nämlich: Der amerikanische Kongreß habe mit den Indianern Frieden geschlossen, und ausdrücklich die Abtretung der früheren Missions-Niederlassungen am Muskingum, zum Besten der Mission der Brüder, ausbedungen. Freudig entschloß sich die gegen 400 Seelen zählende Gemeinde, dem Rath des erfahrungsreichen Zeisberger zu folgen, und den Weg, von nahe an 100 Stunden durch die Wildnisse, nach der ehemaligen unvergeßlichen Heimath zu machen. Dies geschah nicht aus Wanderungslust, sondern alle Umstände, besonders die Sicherheit der Gemeinde, die Förderung der Mission nebst allen äußern Verhältnissen drängten dazu. Allein, daran dachte Niemand, daß dieser Wanderzug mit solch unüberwindlich scheinenden Beschwerden verbunden sein, und sogar zwölf Jahre andauern werde! Denn an mehreren Stellen mußten sie sich ganze Jahre aufhalten. Da mußte wieder ein noch nie angebauter Boden urbar gemacht, es mußten Wohnungen und Kirche errichtet werden. Am C a j a h a g a brachten sie einen sehr schweren Winter unter Mangel und Krankheiten zu. Auch Zeisberger lag da krank darnieder. Sonst war er, obschon 64 Jahre alt, auf diesem Zuge auch wieder bei allen Anstrengungen, und wo Rath und That nöthig war, der erste, die Seele des Ganzen und das Vorbild des Glaubens, der Geduld und der Liebe! Endlich legte er gegen die Mündung des Huron Neu-Salem an; hier brachte die Pilgergemeinde während des neu ausgebrochenen Krieges zwischen den Freistaaten und den Wilden, mehrere Jahre im Frieden zu und bauete sich aus neubefehrten Heiden. Zu Zeisbergers großer Ermunterung kamen Indianer von allen Seiten her, um nach „dem Wege des

Lebens“ zu fragen. Ja, sogar der Häuptling Pipe, (dieses ehedem so feindselige Werkzeug Elliots,) suchte die Freundschaft der Gläubigen und bot ihnen in seinem Gebiet zu Petquotting einen Niederlassungsort an! — Solche Umstimmung der feindlichen Indianer wurde zum Theil auch herbeigeführt durch die von den Amerikanern an ihnen verübten Grausamkeiten und durch die Gräuelthaten der weißen Grenzcolonisten*); also auch auf diesem Wege mußten die Herzen der Wilden zu ihren bekehrten Brüdern und zu den Missionaren hingeneigt werden, deren Arbeit und Leben Achtung einflößte und offenbaren Segen stiftete. In Petquotting sammelte Zeisberger mit seinen Gehülfen innerhalb 4 Jahren eine schöne Gemeinde, an welcher sein Herz sich erfreute. Weil ein neuer blutiger Krieg ausbrach und Zeisberger die List der Indianer durchschaute, daß nämlich die Gläubigen auch in denselben verwickelt werden sollten, so wandte er sich nach Detroit mit der Bitte um einen sichern Ort für die Gemeinde, bis der Sturm vorüber wäre. Einen solchen Ort bot ihnen der englische Oberbefehlshaber freundlich an, wo sie im Jahre 1792 am Themsefluß Hairfield anbauten, das mit seinen schönen Wohnungen, Kirche und Pflanzungen einen lieblichen Anblick darbot. Hier lebte die Gemeinde von Krieg umgeben, in stillem Frieden — doch war sie noch nicht am Ziel ihrer Wanderung. — In dieser Zeit wurde Zeisberger mit seiner Frau bei einer Ueberfahrt über den Fluß wunderbar vom Untergange in den Wellen gerettet. Nach einigen Jahren kam die frohe Nachricht vom Friedensschluß (1797) und zwar: daß der Kongreß die drei Gemeindeorte der Brüder am Muskingum für sie wieder neuerdings ausbedungen, und sogar jedem Ort einen fruchtbaren Landstrich von 4000 Acker, als Eigenthum ausgeschieden habe. — Da entstand ein allgemeiner Freudenjubiläum unter den christlichen Indianern.

Nun verfügte sich Zeisberger mit ihnen dahin — mit Loben und Danken bezogen sie wieder die geliebte irdische Heimath. O, wie war doch seine Seele so voll Rührung und anbetender Freude, welch' Loblied strömte aus seinem Munde,

*) Hefewälder sagt: „Diese waren meist zusammengelaufenes Gefindel.“ —

als er, nach einer siebenzehnjährigen Abwesenheit voll Gefahren und Wanderungen, Nöthen und Trübsalen, daselbst anlangte, und gedachte, wie sie an ihm erfüllt worden, die Verheißung: „Er begehret meiner, so will ich ihm aus helfen; er kennt meinen Namen, darum will ich ihn schützen. Ich bin bei ihm in der Noth, ich will ihn heraus reißen und zu Ehren machen.“ Denn aus Feuer und Wasser, aus Feindeshänden und andern Uebeln half ihm der Herr! In der Hoffnung: der Herr sein Gott habe sein Reisen zu Herzen genommen, und lasse ihn da für die Letztzeit seiner Wallfahrten eine stille Ruhestätte finden, wählte er eine einsame Stelle zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten für sich aus, und, weil er sie als einen friedlichen Vorbereitungsort für den Eingang ins himmlische Kanaan betrachtete, so nannte er sie Gosen. Dies war der 13te Ort den er in der Indianerwildniß für das, zum Herrn sich bekehrende Volk anlegte. Im vollsten Sinne war bis dahin des Herrn Wort an ihm wahr geworden: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben, und will ihm zeigen mein Heil.“

XI.

Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden heimfahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen! (Lukas 2, 29. 30.)

In einer so vielseitigen Thätigkeit, unter stetem Wechsel von Mühen und Kämpfen, von Freuden und Leiden, und was alles in seiner Lebenszeit mit ihm, mit denen, die er auf seinem Herzen trug, und um ihn her geschah, floßen seine Tage, obschon unter äußern außerordentlichen Anstrengungen ihrer viel geworden, ihm schnell dahin. Der rüstige Bote Christi stand nun im hohen Greisenalter, beinahe immer gesund. Sein Körper war durch Arbeiten und Entbehrungen aller Art, durch mäßigen Genuß von Speisen und Ruhe, durch öftern bittren Hunger, Mäße, Hitze und Kälte, Gefängniß und Wunden völlig abgehärtet, gleich den Indianern, unter denen er so lange lebte. Wie der Körper bis ins Alter beinahe ungeschwächt blieb, ausgenommen öftere Kolikschmerzen, so zeigte sich in seinem Geiste und im Seelenvermögen fast keine Spur des Alters, daher blieb er ein Freund vielfacher Veränderungen und kühner

Unternehmungen. In seinem lieben G o s e n verlebte er noch die letzten zehn Jahre, gleich einem der ehrwürdigen Patriarchen der biblischen Vorzeit. „Die Fürsten des Landes sprachen freundlich mit ihm;“ oft kamen die Häuptlinge in seine stille Friedenshütte und ihr Herz wurde warm, wenn er zu ihnen redete von den frühern Zeiten, die er unter den Indianern verbrachte, von dem „Einen Nothwendigen,“ und von seinem Simeonsheimweh. — In hoher Achtung und Vertrauen fühlte Jeder sich hingezogen zu dem in allen Dingen erfahrungsreichen Patriarchen; denn seine segensvolle Wirksamkeit, seine ganze Persönlichkeit, sein freundliches liebevolles Wesen, sein heiteres Gemüth und der tiefe Ernst, sein klarer Blick und sein sorgfältiges Ueberlegen, ehe er seine Ansicht aussprach; sein fester Gang in den Wegen des Herrn, an dem er mit unbedingt vertrauendem Glauben und Liebe hing; der kindliche Umgang mit seinem Heiland, an den er sich in seiner östern Einsamkeit gewöhnt hatte; die Gabe, Trost und Muth einzusprechen; die Sorgfalt für alle Gemeinden und jede einzelne Seele, sein in viel Nöthen gelerntes und geübtes Flehen zum Herrn, seine priesterliche Fürbitte, zogen die Blicke und Herzen Aller zu ihm hin.

Als eine Einladung von den Indianern am weißen Fluß, zu Anlegung einer Mission unter ihnen kam, wollte er selbst, im lebendigen Triebe, dem Herrn Seelen zu gewinnen, ungeachtet seines hohen Alters, noch als Herold des Heils ins innerste Herz der fernen Wildniß eilen; denn das war ja seines Herzens höchste Wonne, wenn er ein verlorenes Schaf dem Hirten, der es mit seinem theuren Blute erkauft hat, zuführen konnte. Daher konnte nur die sorgfältige Liebe der Brüder und die Willigkeit Anderer, dem Rufe zu folgen, den Greisen von diesem für ihn allzugewagten Unternehmen zurückhalten. — Für seine Treue machte ihm der Herr aber doch eine Simeonsfreude, er erfüllte noch am Abend seiner Tage einen seiner heißesten Wünsche, und zwar ganz unerwartet. Zeisberger saß eines Abends vor der Thür seiner Hütte und sahe dem Untergange der goldenen Abendsonne zu. Da nahte plötzlich ein bewaffneter Haufe wilder Huronen dem Orte. Schnell sammelten sich die treuen Indianer um ihren geliebten Vater her, ihn gegen die Wilden zu schützen, denn gerade diese

Huronen waren immer Zeisbergers erbittertsten Feinde. Sie ließen aber bald merken, daß sie nicht in feindlicher Absicht gekommen seien. Ihr Anführer, jetzt Häuptling des Volkes, trat hervor, legte seine Hände auf die Brust (als Zeichen der Ergebung) und beugte sein Haupt vor dem Greisen in Silberhaaren; ja, jetzt beugte er sich ehrfurchtsvoll vor dem Zeisberger, den er ehemals gebunden und als Gefangenen weggeschleppt hatte! Ihm erklärte er voll Rührung: „Seit zwei Jahren habe ich vergeblich etwas Besseres gesucht, als die Welt geben kann, ich komme, Ruhe für meine Seele zu suchen, ich komme, um des Schazes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet!“ Da ward Zeisbergers Geist aufs Neue lebendig, seine Seele freute sich Gottes seines Heilandes, der thun kann über Bitten und Hoffen. Dieser Sieg des Glaubens stärkte mächtig seine Zuversicht, daß der Herr sein tägliches Flehen für die Indianer noch zu seiner Zeit erhören, sie in Gnaden heimsuchen und sie aufs Neue beleben werde. —

Allmählig traten die Spuren des Greisenalters in einer Schwäche der Füße ein. Kein Wunder! denn gegen siebenzig Jahre lang hatte der unermüdliche Mann Tausende von Stunden in den weiten, unwegsamen Waldgebieten, mit dem Banner Jesu Christi, durchwandert. Wenn des Tages seine Füße von dornichten Gebüschern verwundet, und sein Körper ermüdet wurde, so war Nachts der feuchte, oft mit Schnee bedeckte Boden sein Bett, und seine Decke der Himmel. Jetzt war er auf kleine Wanderungen im lieben Gosen beschränkt. Er wußte aber seine Zeit, neben dem stillen Umgang mit seinem unsichtbaren, himmlischen Freunde, „an den er sich hielt, so, als sähe er ihn,“ und neben den vielen Besuchen, die er immer fort erhielt, weil er immer um Rath und Trost angegangen wurde, weise zu benutzen. Er suchte noch seine vielen schriftlichen Arbeiten in der Delawarensprache zu verbessern und zu vollenden, nämlich ein Gesangbuch von mehr als 500 Liedern, die Harmonie der 4 Evangelien, Schulbücher, Sprachlehren, ein Wörterbuch von 1700 Seiten, und anderen kleinern und größern Schriften. Köstlicher Zeitvertreib und großes Labfal für sein Herz war es ihm, wenn Freunde ihm Berichte aus dem Reiche Gottes vorlasen; denn das Kommen dieses Reiches und die Ausbreitung dessel-

ben war ja auch seine erste Bitte; dafür hatte er treu und eifrig gelebt und gewirkt. Hörte er dann von den Kämpfen und Siegen der Streiter Christi in der Heidenwelt, dann erhob er mit Inbrunst seine Hände zum Vater aller Gnade. Für jüngere Missionare war sein an Erfahrungen so reicher, und doch von Herzen demüthiger Umgang köstliche Belohnung, in der sie in kurzer Zeit mehr und gründlicher erlernten, was ihres Berufs Wesen und Werk sei, als in gelehrten Hochschulen. Sein eigenes Beispiel bestätigte seine Lehren, es flößte ihnen Lust, heiligen Muth und frohe Zuversicht zum heiligen Werke ein. —

In seinem 87sten Lebensjahre schrieb er seinen letzten, ausführlichen Brief aus der Wildniß heraus, an einen Freund in London, in dem es am Schlusse heißt: „Ich selbst kann nur wenig mehr thun und bin nicht mehr im Stande umherzureisen; ich kann nur noch beten, daß der Herr uns helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen 2c.“

Für den kurzen Ueberrest seiner Pilgrimschaft führte sein Herr ihn noch in eine besondere Schule der Geduld und Verläugnung, indem er an beiden Augen erblindete. Diese Prüfung war für ihn schwer, weil er ein besonderer Freund der Natur und ihrer mannigfachen Schönheiten war; des Abends saß der Altvater so gerne vor der Thür seiner Hütte und begleitete die untergehende Sonne mit seinem lauten Dankliede. Er ward aber auch in diesem Leiden, daß er mit stiller Ergebung in den allein guten Willen seines Gottes ertrug, bewährt erfunden. Sein lautes Loblied verstummte nicht; seines Glaubens Licht erlosch nicht mit demjenigen seiner Augen. Vor den Augen seines Geistes standen desto klarer die Bilder einer großen Vergangenheit. Welche Lichtgestalten zogen, während der äußern Dunkelheit, am Himmel seiner großen Seele vorüber! Die vielseitigen Beweise der Erbarmung und die Wunderwege Gottes — die Bilder der lieblichen Gemeinden aus den Heiden, durch seinen Dienst gesammelt — die durch seine Arbeit geretteten, und ihm voran „zum Erbtheil der Heiligen im Licht“ eingegangenen Schafe aus dem Schafstall der Indianer — jene Freunde aus den Starcken und Gewaltigen dieses Volkes! Viele Früchte seiner

Arbeit und Kämpfe, seines Glaubens und seiner Gebete sahe sein Geist unter Denen, die dort als Erkaufte von der Erde das hohe Lied des Lammes anstimmen. In solche Betrachtungen vertieft, und die allmähliche Abnahme seiner Kräfte, besonders vom Oktober 1808 an, mehr fühlend, ward seine Sehnsucht immer lebendiger, „aufgelöst und bei Christo zu sein,“ und von aller Arbeit auszuruhen. Wenn ihm seine lieben Mitarbeiter zu erkennen gaben: es wäre ihnen große Freude, wenn es dem Herrn gefiele, ihn ihnen noch länger zu erhalten — so war seine Antwort: „Was thue ich hier? ich bin ja zu Nichts mehr nütze!“ Dennoch bemerkte man an ihm nicht die geringste Spur von Ungeduld. Er wartete stille bis ihn der Herr im Frieden heimfahren lasse. — Etwa drei Wochen vor seiner Heimfahrt bezeugte er: „Ich bin über Alles getröstet, nur Eines macht mir noch Kummer, und das ist der Herzenszustand der Indianer-Gemeinde.“ Dies Wort drang in ihre Hütten und in ihre Herzen; sie kamen Alle in kleinen Abtheilungen in die Kammer ihres scheidenden Vaters und riefen, die Meisten unter vielen Thränen: „Vater, vergieb uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsere Herzen dem Heiland hingeben, und für ihn allein leben in dieser Welt!“ Jetzt richtete sich der innigst gerührte Vater im Bette auf, gleichsam als wollte er von den Pforten der Herrlichkeit, an denen er stand, seine reumüthigen Kinder noch einmal ansehen; er bezeugte ihnen mit dem liebevollsten Ernst, den er im Umgange mit ihnen so trefflich mit Freundlichkeit zu vereinigen verstand, seine herzliche Theilnahme, er warnte sie vor den Gefahren und Abwegen der Sünde, besonders vor ihrem verderblichen Gange zur Trunkenheit. Dann segnete er sie mit Inbrunst und sprach: „Ich gehe nun hin, mein Volk, um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen, auch jetzt wird er nicht von mir weichen.“ Zuletzt ermahnte er sie, ihren zurückbleibenden Lehrer zu lieben und ihm zu folgen. Später äußerte er gegen seinen Mitarbeiter, Bruder Mortimer: „Ich glaube, der Heiland wird mich zu sich nehmen. Ich habe meinen ganzen Lebenslauf von ihm überdacht und viel Ursache gefunden, Ihn um Vergebung zu bitten. Ich vertraue auf Sein Blut, welches mich von allen meinen Sünden reinigt; ich weiß,

daß ich Sein bin und daß Er mit Seinem Verdienste mein ist. Ich gehe nicht so freudig aus der Zeit, wie manche Brüder und Schwestern; ich gehe im Gefühl eines armen Sünders heim. Meinen Geist wird der Heiland zu sich nehmen, den sündigen Theil von mir lasse ich zurück!"

Als einige Tage vor seiner Heimfahrt die Kolikschmerzen ihn sehr schwächten, nahm er von seiner lieben Frau einen sehr zärtlichen Abschied und dankte ihr für alle Treue, die sie ihm in ihrer 27jährigen Ehe erwiesen hatte. Wenn ihm in seiner Krankheit manchmal sehr schwer ward, so erquickte ihn nichts so sehr, als wenn die Indianer, die ihn fleißig besuchten, diejenigen Heimgangsglieder ihm vorsangen, die er zum Gebrauch bei ihren Sterbebetten verfertigt hatte. Man traf ihn stets, wenn er wachte, im stillen Gebete. Manchmal brach er in die lauten Seufzer aus: "Herr Jesu, ich bitte Dich, komm und nimm meinen Geist zu Dir!" In großen Schmerzen betete er einmal mit tiefer Inbrunst: "Du hast mich noch nie in einer Noth verlassen, auch jetzt wirst Du mich nicht verlassen!" Und bald darauf rief er: "Der Heiland ist nahe, vielleicht wird Er bald kommen und mich heimholen!" Dies waren seine letzten vernehmlichen Worte. — Als man am 17. November 1808 Nachmittags sein Ende nahen sah, versammelten sich alle Indianer in Gosen um ihn; sie sangen ihm Verse, und er deutete durch Zeichen bis nahe an sein Ende an, wie angenehm ihm dieses sei. Auf seinem Angesichte lag der Ausdruck des "Friedens Gottes, der höher ist, als alle Vernunft, und dieser bewahrte sein Herz und seine Sinnen in Christo Jesu," bis um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, ohne einen Laut, sein Odem stille stand. So fuhr dieser Diener des Herrn heim im Frieden, zu schauen den Heiland Gottes, dessen Heil er hienieden gesehen hatte! — Bruder Mortimer fiel mit allen Anwesenden auf die Knie, unter Thränenströmen dankten sie dem Herrn für den gesegneten Dienst dieses Seines frommen und getreuen Knechtes, und baten Ihn um die Gnade, seinem Glauben nachzufolgen. Sein Leben währte 87 Jahre, 7 Monate und 6 Tage.

Schluß.

„Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ (Ebräer 13, 7.)

Diese Ermahnung des Apostels an die Christen zum Andenken an ihre Lehrer gilt hier in vollem Sinn am Schluß der Betrachtung des Lebens und des Endes David Zeisbergers, dieses Apostels der Indianer. Noch kein Missionar hat so lange unter ihnen gelebt und gewirkt, nämlich volle 67 Jahre. In den letzten 40 Jahren war er nie auch nur 6 Monate von seiner Gemeinde abwesend. Ob schon von verhältnißmäßig kleinem Körperwuchs, so war dieser, wie sein kräftiger, gesunder Geist und seine ganze Beschaffenheit vorzugsweise zu dem großen Werke geeignet. Er war als Mensch, als Christ, im Leben, Dulden und Thun ein Ganzes, und so auch sein Missionsdienst, unter allen Hindernissen, Gefahren, Leiden und Freuden, aus einem Guß. Seine treuen Mitarbeiter bezeugen von ihm: „Unser seliger Bruder war seines göttlichen Berufs, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, gewiß; er opferte demselben alle Bequemlichkeiten und guten Tage in der Welt auf. Er hielt im Glauben und Vertrauen auf den Segen und die Durchhülfe des Herrn, dem er diente, unter Hohn und Spott, Widerwärtigkeiten und Drohungen, Mangel und Gefahren, bei seinem Tagewerke mit getrostem Muthe aus, und brachte es, trotz alles Widerstandes, zur Vollendung. Sein höchstes Vergnügen war, wenn er glauben konnte, das verkündigte Evangelium habe Eingang gefunden, wenn er sah, daß bekümmerten Sündern Gnade, Friede und Freude in ihrem Heiland zu Theil geworden sei; dann freute er sich mit ihnen. Das Schwere seines Kampfes „mit dem Fürsten dieser Welt,“ der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, vergaß er nie; aber auch nie, daß Gott, der den Sieg giebt, auf seiner Seite stehe. Und gewiß hat er auf eine ausgezeichnete Art „den Satan überwunden durch des Lammes Blut, und durch das Wort seines Zeugnisses.“ — Von Anfang bis ans Ende seiner Missionslaufbahn führte er „das Amt, das die Versöhnung predigt,“ ohne je von der Missionsdirection einen Gehalt anzunehmen. Er mißbilligte es nicht, wenn Andere ihren Lebens-Unterhalt annahmen, er aber

wollte, wie der große Heidenapostel Paulus, als Freiwilliger im Feldlager Christi dienen und sich mit seiner Hände Arbeit seine Nahrung erwerben, sich lieber allen Entbehrungen unterziehen, ehe er „diesen Ruhm am Evangelio preisgegeben hätte.“ Er hielt sich unerschütterlich fest an die Verheißung: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen,“ und begnügte sich „an dem Troste der zukünftigen Herrlichkeit, welche Gott geben wird.“ Um in seinem Dienst ganz nur dem Herrn und Seiner Sache ungehemmt leben zu können, blieb er, anerkennend, wie trüftig der Ausspruch des Apostel Paulus sei: „Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret,“ bis in sein 60stes Jahr im ledigen Stande. Nicht aus bloßer Nachahmung des großen Apostels, sondern weil er die feste Ueberzeugung hatte, der ledige Stand schicke sich für ihn und für seinen Beruf am besten, blieb er darin und wäre so geblieben. Allein die Brüder in Bethlehem hielten eben um seines Berufes willen für gut, daß er so spät noch in die Ehe träte, und er folgte willig der Führung Gottes. In der Ehe mit seiner gleichgesinnten Frau, Susanna Refron, überzeugte er sich durch 27 jährige Erfahrungen, daß der Herr auch darin es wohl mit ihm gemacht habe. — Der Art und Weise, wie er des Herrn Wort treiben soll, war er vor Ihm eben so klar und gewiß. Er fühlte sich berufen, nicht bleibend an einer einzelnen Stelle des Heidengebietes sich niederzulassen, sondern mit der Fahne des Kreuzes in die vorderste Reihe zu treten; voran in der ersten Reihe der Streiter Christi durch das Dickicht der Waldwildnisse in des Feindes Festung einzudringen, um die „Bahn zu brechen, die Steige zu bereiten.“ So zog er dreißig Jahre lang, mit einem Häuflein bekehrter Indianer und ein Paar seiner geliebten Mitarbeiter, in der Wildniß von einer Stätte zur andern, bis er endlich sein liebes Schönbunn als bleibende Wohnstätte aufrichtete; und als dieses nach einigen Jahren saurer Arbeit und Mühe ihm über seinem Kopfe zu einem Aschenhaufen niedergebrannt wurde, so zog er abermals dreißig Jahre heimathlos in der Wildniß umher, bis er endlich im stillen Gosen, für den späten Abend seiner Tage, eine Ruhestätte fand. Wo ist ein Feldherr, der einen 60 jährigen Feldzug, unter solchen Gefahren und Anstrengungen,

mit ähnlicher Ausdauer, Treue und Selbstaufopferung je gemacht hat, und nicht ermattete, noch zurücktrat?! Zeisberger siegte durch die Kraft seines allmächtigen Heilandes auch im scheinbaren Unterliegen. — Seine Treue im Werke des Herrn und seine Selbstverläugnung in allen Hinsichten, tritt in einem um so ehrwürdigeren und größern Lichte hervor, als es ihm gar ein Leichtes gewesen wäre, in dieser Welt sich einen großen Namen zu machen und ansehnliche Schätze zu erwerben. Seine ausgezeichnete Gewandtheit, mit welcher er fast alle Indianer-Dialekte, gleich ihren vorzüglichsten Rednern, mit hinreißender Kraft sprach; seine genaueste Bekanntschaft und Anbequemung an die Denkweise, die Lebensart und die Sitten des Indianervolkes; seine Fertigkeit in ihren Kriegskünsten und genaue Einsicht in ihre Staatsmaximen; die hohe Achtung, die er durch seinen unerschütterlichen Muth und kühne Tapferkeit bei ihren angesehensten Feldobersten sich erworben hatte; der wichtige Umstand, daß sie ihn nicht allein ihrem Volk einverleibt, sondern ihn freiwillig in den fürstlichen Rang ihrer Häuptlinge eingebürgert hatten (welcher Ehre vor ihm kein weißer Mann theilhaftig wurde) — das Alles bahnte ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Er hätte sich unbedenklich, in den entscheidungsvollen Krisen der Indianerstämme an die Spitze der ganzen Nation stellen können, zumal in jener Zeit, da sie Alle, wie ein Mann sich zu vereinigen entschlossen waren, und er schon in frühern Friedensunterhandlungen mit den Engländern und Amerikanern der Dolmetscher und Vermittler war. Hätte er das gethan, das ganze Indianervolk hätte freudig sich um ihn geschaart und er wäre mit ihnen eine, für die Amerikaner, wie für die Engländer, unüberwindliche Macht geworden. Ja, er hätte vielleicht dadurch die ganze Nation (ohne Zwangs-Anwendung, wie Karl der Große), äußerlich für das Christenthum gewinnen können. Allein er erkannte zu wohl, daß „Christi Reich nicht aus dieser Welt ist, und daß die Waffen unserer Ritterschaft nicht fleischlich, sondern geistlich sind.“ Im Glauben und Liebe zu Jesu fühlte er sich an das Verhältniß eines demüthigen und leidenden Boten des Friedens gefesselt. Wie Moses „erwählte er viel lieber mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergözung der Sünde zu

haben; und er achtete die Schmach Christi für größern Reichthum,“ als die Würde, weltlicher Heerführer der Indianer zu sein, und alle Schätze dieser Welt; denn er sah an die Belohnung. Diese ist gewiß groß vor dem Herrn, und er freut sich dort unter der Schaar vollendeter Ueberwin- der „seines Kampfspreises, der unverwelklichen Krone des Lebens,“ unendlich mehr, als kein Welteroberer je sich freuen kann! — Wenn die Silbertanne, die auf seinem Grabhügel steht, auch welkt, so „bleibt das Gedächtniß dieses Gerechten im Segen — sein Name ist im Himmel angeschrieben.“ Darum laßt uns „sein Ende anschauen und seinem Glauben nachfolgen!“

Seht der Ueberwinder Schaaren!
 Seht sie, die voll Heldenmuth
 Siegreich durch des Lammes Blut
 Und das Wort des Glaubens waren.
 Seht, die aus viel Trübsal kamen,
 Stark und treu in Schmach und Noth,
 Stark und treu bis in den Tod!
 Gott, Gott, Gott nennt ihre Sieger-Namen.
 Folgt der Kreuzesfahne treu! ::
 Schmerzen und Wunden durchlittener Stunden
 Sind dort vorbei! ::

Laßt verzagte Seelen wähen:
 Leiden sei ein Schreckensweg;
 Leiden ist der Sternensteg,
 Perlen werden dort die Thränen!
 Herrlich prangen Salems Zinnen,
 Festlich nimmt der Sieger Reih'n
 Dort des Herrn Triumph-Reich ein!
 Auf, auf, auf, laßt uns das Ziel gewinnen!
 Kampf' und duld', o Streiter, hier! ::
 Hörst dort die Lieder der himmlischen Brüder?
 Sie rufen Dir! ::

Horch, wie jauchzt der Kreuzesorden!
 Löwen-Rachen, Folterqual,
 Feuer, Schwert und Marterpfahl
 Sind zu Siegesstätten worden!

Schwinget froh die Siegespalmen,
Die ihr fielt im Streit des Herrn!
Ueberwinder durch den Herrn!
Singt, singt, singt Triumph- und Sonnepsalmen!
Was ist kurzes Erdenleid! ::
Jauchzet! ihm folgen die schimmernden Kronen
Der Herrlichkeit!
Der Ewigkeit!

Die Kunst der
Färbung der
Wolle ist eine
sehr alte und
wichtige Kunst.
Sie ist die Kunst,
die die Wolle in
ihre natürlichen
Farben zu bringen
vermag. Die Kunst
der Färbung ist
eine Kunst, die
in der Natur
ihre Wurzel hat.
Die Kunst der
Färbung ist eine
Kunst, die in der
Natur ihre Wurzel
hat. Die Kunst
der Färbung ist
eine Kunst, die
in der Natur
ihre Wurzel hat.

Die Original-
ausgabe ist in
der Bibliothek
der Universität
zu Bonn
aufbewahrt.
Die
Reproduction
ist durch
die
Bibliothek
der
Universität
zu Bonn
ermöglicht.
Die
Reproduction
ist durch
die
Bibliothek
der
Universität
zu Bonn
ermöglicht.

Einige der in der
ersten Zeit im Jahre
1861 erschienenen
Bücher sind jetzt
vergriffen. Die
Bücher, die jetzt
noch vorrätig sind,
sind in der
Bibliothek.

Heim, J. J.

Leben David Zeisberger's ...

[Bielefeld] (1849)

Biogr. 3220 u

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069029-4